



April 1995

150 Jahre Michaelshof

Im Herrnhuter Losungsbuch finden wir unter dem *1. April 1845* Psalm 48, 2:
Groß ist der Herr und hochberühmt in der Stadt unseres Gottes.

Am Tag der Aufnahme des ersten "Schützlings" am *10. April 1845* 1. Samuel 16, 7:
Ein Mensch sieht, was vor Augen ist; der Herr aber sieht das Herz an

Zum Geleit

Der Michaelshof feiert im April 1995 das 150-jährige Jubiläum seines Bestehens. In der Zeitrechnung Gottes sind 150 Jahre nur ein kleiner Augenblick, im Leben von uns Menschen eine ansehnliche Wegstrecke.

Für uns, die wir diesem Werke dienen durften, Anlass, Dank zu sagen, dem, der uns behütet, bewahrt, getragen und getröstet hat.

Auf den nachfolgenden Seiten wird etwas deutlich von der wechselvollen Geschichte unserer Einrichtung. Manche Namen tauchen auf von Menschen, die in den vergangenen Jahren hier lebten und arbeiteten, Hilfe suchten und auch empfangen haben, sich im Leben bewährten oder trotz mancher Bemühungen am Leben gescheitert sind. Unzählige bleiben unbekannt und ungenannt. Vieler ehemaliger Mitarbeiter gedenken wir in Dankbarkeit und Hochachtung. Das Jubiläum kann Anlass sein, uns mit neuer Freude und Einsatzbereitschaft in den Dienst nehmen zu lassen.

Wir bitten unseren Herrn:

"Der du allein der Ewige heißt und Anfang, Ziel und Mitte weißt im Fluge unsrer Zeiten: Bleib du uns gnädig zugewandt und führe uns an deiner Hand, damit wir sicher schreiten!"

Udo Struck
Direktor des Michaelshofes

Zur Geschichte der Evangelischen Pflege- und Fördereinrichtung Michaelshof in Rostock-Gehlsdorf, Fährstraße 25, von den Anfängen bis 1950

A . Die ersten Jahre: 1844 - 1854

1.

Als der Hilfsverein für auswärtige Missionen zu Rostock zu einer Versammlung von Vertretern aller in Mecklenburg bestehenden Missionsvereine für den 17. und 18. Oktober 1843 nach Rostock einlud, ahnte wohl keiner, welche Bedeutung diese Zusammenkunft haben würde. Thema der Versammlung sollte die "konfessionelle Frage" sein, über die



man im Kreis der norddeutschen Missionsvereine stritt, waren doch sowohl lutherische wie reformierte Ortsvereine vertreten. Und um zu einer gemeinsamen Haltung der mecklenburgischen und lutherischen Ortsvereine zu gelangen, wollte man sich in Rostock treffen. Doch sahen die Männer in der Leitung des Rostocker Vereins bereits über die Tätigkeit der äußeren Mission hinaus. Sie hatten von Johann Hinrich Wichern und seiner Arbeit im Rauhen Haus in Horn bei Hamburg gehört. Für diese Männer- allen voran die Professoren Hofmann und Krabbe von der Theologischen Fakultät der Rostocker Universität und Diaconus Karsten, Pastor an St. Marien, war die Verbindung zu Wichern "Der Fingerzeig Gottes", dass sich jetzt ein neues Aufgabenfeld im Bereich der "inneren" Mission auftat. So bildeten diese drei mit den anderen Vorstandsmitgliedern des Missionsvereins einen Verein für Innere Mission und baten Wichern, doch am 18. Oktober 1843 nach Rostock zu kommen.

Als dann am 17. Oktober vormittags um 10 Uhr die Missionsversammlung mit einem Gottesdienst in St. Marien begann, war für die konfessionelle Frage der Nachmittag des Eröffnungstags vorgesehene, während der folgende Tag den Belangen der Inneren Mission dienen sollte. Nach einem einleitenden Referat von Professor Krabbe über die Innere Mission und ihre Aufgabe "wie es sich gebühre, erstorbene Glieder in den Baum der Kirche wieder einzupflanzen", erhielt Wichern das Wort. In einer mitreißenden Rede sprach er zunächst über die Arbeit in Horn bei Hamburg, wo seit 10 Jahren verwaiste Knaben in seinem Rauhen Hause Aufnahme finden. Er erzählte dann von seiner Ausbildungsstätte für Mitarbeiter im Dienst der inneren Mission, die er im Rauhen Haus begründet hatte. Schließlich machte er deutlich, wie groß das Ackerfeld der inneren Mission sei, das es zu bearbeiten gelte, von der Kinderarbeit über die Krankenpflege und Altenarbeit bis hin zur Fürsorge für Gefangene und Straftatlassene. Wenn man diese Rede- im Protokoll der Versammlung fast mitstenographiert- liest, kann man sich die fünf Jahre später auf dem Kirchentag zu Wittenberg gehaltene "Stegreifrede" gut ausmalen, denn nicht anders wird er dort geredet haben. Und wie später in Wittenberg hat auch in Rostock diese Rede die Zuhörer tief beeindruckt.

Nach Wicherns Rede gab Professor Krabbe bekannt, dass sich in Rostock bereits ein Verein für Innere Mission gebildet habe. Er fordere deshalb die Versammlung auf, diesem Verein beizutreten oder Zweigvereine zu gründen. Wer dem zustimmen möchte, so sagte er, möge sich von seinem Platze erheben. Und das Protokoll bemerkt dazu: Die Versammlung erhebt sich einmütig.

Während der Mittagspause verbreitete sich die Nachricht von Wicherns Rede wie ein Lauffeuer in der Stadt, so dass am Nachmittag viele Rostocker zusammenkamen, um an einer öffentlichen Fragestunde teilzunehmen. Befragt nach dem Prinzip seiner Erziehung bei den Kindern im Rauhen Haus sagte er: "Lassen den Kindern das Wort Gottes ein freies sein, so werdet ihr alle jene Wunder schauen. Sie müssen sehen, dass Jesus Christus wirklich und wahrhaftig unter uns lebt, und dass er die Sünde vergibt." Einzelne Beispiele aus der Geschichte des Rauhen Hauses dienen dem zum Beweis. So ist für Wichern das Zusammenleben mit den Kindern oberstes Gebot, und auch die Gehilfen an seiner Seite gehören ganz zu dieser Lern-, Lebens- und Glaubensfamilie hinzu. Diese Verbindung zwischen Erzieher und Zögling hört auch bei der Entlassung aus dem Haus nicht auf, denn auch dann, wenn den Kindern nach der Konfirmation eine Lehrstelle vermittelt worden ist, werden sie vom Haus aus weiter betreut. Und wo kommen Ihre Gehilfen her? wird er gefragt. "Aus den hier und dort schon bestehenden



Jünglingsvereinen, deren Ziele und Tätigkeit man auch zur inneren Mission rechnen kann."

Noch am selben Tag bildete sich ein Rostocker Zweigverein für Innere Mission. Andere Teilnehmer an der Versammlung erklärten in ihrem Heimatort einen Verein zu bilden, so dass sich bald die Väter des Gedankens als "Hauptverein" konstituierten, dem sich die überall entstehenden Zweigvereine anschlossen.

So kann man mit Fug und Recht diesen 18. Oktober 1843 als den Geburtstag der Inneren Mission in Mecklenburg bezeichnen. Zu einer Zeit also, in der allgemein die Zeit der Erweckungsbewegung und der pietistischen Grundhaltung bei Theologen und Gemeinden schon vorbei war und die Entwicklung hinging zur verfassten Amtskirche, in der wenig Platz blieb für freie Vereine. Wo bei den Vereinen für äußere Mission Stagnation und Nachlassen der "ersten Liebe" festzustellen war, gibt es im Bereich der inneren Mission in Mecklenburg nun einen neuen Geist, der sich in Freiwilligkeit, Opferbereitschaft und Laienmitwirkung kundtut. Allen voran die Rostocker Mitglieder des "Hauptvereins für Innere Mission", die mit großem Glauben und unter anhaltenden Gebeten "die Hand an den Pflug legten", wie es des Öfteren in ihren Berichten heißt.

2.

Nach diesem historischen Tag ging der Hauptverein in Rostock sofort ans Werk. Ihm gehörten neben den schon erwähnten Gründern Hofmann, Krabbe und Karsten die Oberappellationsräte v. Bassewitz und v. Schröter, Senator Passow, Advokat Prehn und der Rostocker Bürgermeister Karsten an. Hinzu kam der Minister v. Lützwow in Schwerin, unter dessen Protektion und Mithilfe die Gründung des Hauptvereins von Anfang an stand. Es waren also nicht nur Theologen unter den Vätern der Inneren Mission in Mecklenburg, sondern auch hochrangige Vertreter von Justiz und Wirtschaft, wie man heute sagen würde. Und dies hat sich oft bewährt. Schon im November war eine Satzung verfasst, die die Aufgaben der Vereine und ihr Zusammenwirken regelte. Dabei galt der Hauptverein als Verantwortlicher für die übergreifenden Hauptaufgaben, während die Zweigvereine zusätzliche Aufgaben am jeweiligen Ort anpacken konnten.

Zu Hauptaufgaben wurden erklärt: Die Errichtung und der Betrieb eines Rettungshauses für verwahrloste Knaben nach dem Vorbild des Rauhen Hauses und die Betreuung der Gefangenen im Gefängnis Bützow Dreibergen und nach deren Entlassung aus der Haft. Für die Arbeit des Hauptvereins hatten die Zweigvereine 2/3 ihrer eingenommenen Vereinsbeiträge und Spenden an den Hauptverein abzuführen. Während es also bei der landesweiten Gründung von Vereinen für äußere Mission zuerst mit den Ortsvereinen begann, die sich später zu gemeinsamen Aufgaben zusammen schlossen, ging es bei der Bildung der Vereine für Innere Mission in Mecklenburg umgekehrt zu: Zuerst war die Zentrale gegründet, danach kamen die Ortsvereine, die sich in die Satzung einpaßten. So war von vornherein eine Organisation aufgezogen worden, die es ermöglichte, sofort an eine so große Aufgabe eines Rettungshauses zu gehen. Denn man war sich darüber klar, dass das ganze Werk vorerst nur durch Spenden und Beiträge von Freunden finanziert werden könnte.

Diese finanzielle Ausstattung - es gingen bis Mitte 1846 über 3.000 Reichsthaler an Spenden und Beiträgen einmachte es auch möglich, sofort einige junge Männer aus Mecklenburg ins Rauhe Haus zu schicken und deren Ausbildung zu bezahlen. So bestand



schon früh ein gewisser Anspruch, dann auch aus dem Rauhen Hause Hilfskräfte zu erhalten, wenn sie benötigt wurden. So war nach der erfolgten Genehmigung der Satzung durch die Großherzöge der beiden Mecklenburger Lande in Schwerin und Neustrelitz die Grundlage geschaffen, die Hauptaufgabe anzupacken.

3.

Auf der satzungsmäßigen Hauptversammlung von Vertretern aller Zweigvereine am Mai 1844 in Rostock wurde die Errichtung des Rettungshauses beschlossen. Im Sommer darauf setzten Senator Passow, Advokat Prehn und ein Mitglied des Rostocker Zweigvereins mit der Fähre von Rostock nach dem auf dem jenseitigen Ufer der Warnow gelegenen Dorfe Gehlsdorf über, um ein geeignetes Haus und Grundstück zu suchen, dass für diese Aufgabe geeignet sei. Die Herren fanden zwei Büdnereien, deren Gehöfte nicht an der Dorfstraße, sondern am Ufer der Warnow errichtet waren. Sie lagen also etwas abseits, etwa 300 Meter vom nächsten Haus an der Dorfstraße entfernt. Beide Anwesen standen zum Verkauf, der Hauptverein entschied sich im August für die Büdneriei 718, am 30. August 1844 wurde dieses Grundstück für 2.600 Reichsthaler gekauft. Da Johann Hinrich Wichern aber erst für Ostern 1845 einen im Rauhen Haus ausgebildeten Mann für das Amt eines Hausvaters stellen konnte, wurde die Grundstücksübergabe auf den 1. April 1845 festgesetzt. Pünktlich an diesem Tage traf der erste Hausvater, begleitet von einem weiteren Gehilfen aus dem Rauhen Hause in Gehlsdorf ein. Es war der Hausvater Lundt, gebürtig aus Lübeck, damals 27 Jahre alt und bereits über sechs Jahre im Rauhen Hause tätig gewesen, zuletzt als Leiter einer Familie von 12 Knaben. Sein Mitbruder Knigge war etwa im gleichen Alter und Leineweber kannte sich in Feld- und Gartenbau gut aus.

Diese Angaben sind den Jahresberichten des Hauptvereins entnommen, die in loser Folge veröffentlicht wurden und bis zur Nummer 10 über die Jahre 1872 - 1882 zusammen in einem Buch vorliegen. Aus diesen Berichten kann man ein eindrucksvolles Bild über die Entwicklung des Rettungshauses gewinnen.

Die ersten Apriltage 1845 wurden dazu benötigt, aus dem Bauernhaus ein Rettungshaus zu machen. Schlafstellen mit dem nötigen Bettzeug, Geschirr, Tische und Stühle und vieles andere musste beschafft werden. Aber der größere Teil kam durch Sachspenden der Zweigvereine zusammen. "Wir haben nur das allerwenigste mit Geld zu kaufen gebraucht", heißt es im Bericht. Am 10. April wurde dann der erste Knabe, Wilhelm Berg aus Rostock, im Heim aufgenommen, dem bald 11 weitere folgten, um die erste "Familie" vollzählig zu haben. Die Kinder stammten aus Rostock, Güstrow, Dargun, Eldena, Schwerin, also aus ganz Mecklenburg, denn man hatte durch Anzeigen in drei Mecklenburger Zeitungen auf das neue Rettungshaus aufmerksam gemacht.

Angemeldet wurden die Kinder "teils von Eltern, teils von Behörden, teils von Zweigvereinen oder einzelnen Vereinsmitgliedern". Dabei wurde die Sitte ausgesprochen, bei der Anmeldung doch mitzuteilen, welchen regelmäßigen Unterhaltsbeitrag die entsendende Stelle oder Person zu zahlen bereit sei, wobei aber ausdrücklich erklärt wurde, dass in keinem Falle die Aufnahme eines Kindes "von der Größe des zu erhoffenden Beitrags irgend abhängig gemacht wird".

Häufig stehen in den Jahresberichten Schilderungen über das Vorleben der Kinder, ehe sie ins Rettungshaus kamen. Man mag über die Offenlegung solcher Schicksale geteilter



Meinung sein, doch ging es dem Verfasser weniger um die einstige "Verwahrlosung" als um die befreiende Wirkung des Lebens im Heim. Grund für die Aufnahme war bei vielen Kindern "Bettelei" und "Vagabundieren". Bettelei entweder zum Selbsterhalten beim Herumstreunen oder auch auf Geheiß von Eltern und Angehörigen, die die Einnahmen der Kinder dann vertranken. Die Vagabundierer strebten häufig nach Hamburg, um auf ein Schiff zu gelangen. Ein Kind war sogar schon bis Wien gekommen, ehe es von dort mit der Polizei zurückgebracht und ins Rettungshaus eingewiesen wurde.

So hatte der größte Teil der Kinder bereits Bekanntschaft mit der Polizei, ja mit Gefängnissen gemacht, wobei wichtig ist, dass bei der Unterbringung im Gefängnis es keine "Jugendstrafe" gab, sondern dass Alt und Jung zusammen eingesperrt wurden, und so die Kinder dort erst richtig zum Verbrecher wurden.

Mit solchen Lebensbeschreibungen in den Jahresberichten sollte wohl auch gezeigt werden, dass es sich wirklich um "schwere Fälle" gehandelt hatte, die man ins Heim aufnahm. Natürlich waren bei den meisten der in der Regel 11 - 13 jährigen Knaben keinerlei Schulkenntnisse zu erwarten. Auf die Frage: "Mit welchen Mitteln wurde nun solchem Verderben entgegengetreten?" heißt es im Bericht von 1846 : "Dem Prinzip der Freiheit, welches entschieden festgehalten wird, steht dasjenige strenger Beaufsichtigung zur Seite, aber diese geht aus der Lebensgemeinschaft hervor, in welcher Hausvater und Gehilfen mit den Kindern stehen".

An anderer Stelle heißt es: "Wir gehen bei der in unserem Rettungshause stattfindenden Erziehung entschieden von dem alles leitenden Grundsatz aus, dass allein das Wort Gottes die wiedergebärende Kraft sei, welches die Herzen erneuert. Daher werden die Kinder zu diesem hingeführt, aber es wird zugleich dahin gestrebt, dass das ganze Hauswesen von dem Geiste desselben durchdrungen und getragen werde." So wurden die Kinder in eine für sie vorher nie erfahrene Gemeinschaft hineingenommen. Sie erlebten das Zusammenwirken, Zusammenstehen und Zusammengehören in einer Familie, wo jeder mitzuhelfen hat, dass alle sich wohl fühlen.

Und dieses Familienleben war eingebettet in einen geistlichen Tageslauf und in den Ablauf des Kirchenjahres mit seinen Festen als Höhepunkte. So wurde täglich Andacht gehalten mit Gebet und Gesang, der Sonntag als Tag des Herrn begangen und die großen christlichen Feste besonders herausgestellt. Vorbild für diese Lebensgestaltung im Haus war die Ordnung, wie sie Wichern im Rauhen Haus einübte und handhabte. Allein schon die Adventszeit war für die Kinder ein Erlebnis, wenn vom 1. Advent an jedem Tag ein Licht mehr angezündet wurde und so der Andachtsraum heller und heller wurde bis zum Höhepunkt des ganzen Jahres, dem Christfest. Der Bericht über die Ausgestaltung des Weihnachtsfestes erwähnt, dass sich auch die Mitglieder des Hauptvereins dazu einfanden. "Es wurden fröhliche Weihnachtslieder gesungen, und es erschienen eingeladene Arme, die von den Kindern beschenkt wurden, um in diesen das Bewusstsein zu wecken, dass auch sie, obgleich selbst getragen von christlicher Liebe, schon Liebe zu üben vermöchten.

Zuletzt wurden die Knaben, die noch erfüllt waren von der Freude des Gebens, mit mancherlei ihrem Alter angemessenen Geschenken bedacht. Viele dieser Knaben feierten zum ersten Mal Weihnacht; man merkt es ihnen an, dass sie von einem neuen Leben berührt waren". Man kann sich kaum vorstellen, wie das die Kinder verkraftet haben konnten, diese ganz andere Welt, gemessen an ihrer Vergangenheit. Neben dem christlichen Tageslauf aber gab es genügend nüchterne Beschäftigungen. Vom ersten



Tage an seit der Gründung wurde im Haus Unterricht gehalten, zuerst vom Hausvater oder den Gehilfen, die zwar kein Lehrerexamen besaßen, dafür aber über genügend Praxis vom Rauhen Haus her verfügten. Stundenpläne aus dieser ersten Zeit belegen, dass etwa das Pensum der Dorfschule in damaliger Zeit durchaus absolviert wurde. Außer der Schule gab es dann Aufgaben im Haus, im Garten und auf dem Feld, denn das Grundstück war über drei Hektar groß, auf dem das Rettungshaus stand. Natürlich kam es hier und da vor, dass die eingewiesenen Kinder wieder das Weite suchten, um in ihr voriges Leben zurückzukehren. Sie wurden dann nach kürzerer oder längerer Zeit von der Polizei eingefangen und ins Heim zurückgebracht. Es kam auch vor, dass sich Kinder von selbst wieder einfanden, weil sie die Freiheit draußen dann doch nicht so gut fanden. Rückkehrer wurden wieder in ihre Familie eingeordnet ohne große Strafaktionen, es überwog die Freude über das verlorene Schaf, das wieder zurückgekehrt war, wie es biblisch heißt.

1846 schon bildete der Hauptverein unter Hinzuziehung des Pastors der Ortsgemeinde Toitenwinkel, wohin Gehlsdorf kirchlich gehörte, eine Unterrichts-Commission, die den Schulunterricht regelmäßig zu kontrollieren hatte und darüber entschied, wann ein Kind soweit schulisch und praktisch ausgebildet sei, dass es konfirmiert werden konnte. Den Unterricht dazu gab der Toitenwinkler Pastor, der dann auch die Kinder einsegnete. In der ersten Zeit war die Konfirmation gleichzeitig das Ende der Zeit im Heim. Der Hauptverein sorgte dafür, dass Stellen gefunden wurden, wo die Knaben ein Handwerk erlernen konnten. Zugesagt wurde diesen Lehrmeistern, dass sich der Hausvater auch während der Lehre noch um den Lehrling kümmern würde als dessen Betreuer und als Ansprechpartner für den Meister.

Zusammenfassend kann also über die ersten beiden Jahre, in denen die Zahl der Knaben auf 19 anwuchs, gesagt werden: Dank des glücklichen Umstandes, dass die enge Verbindung zum Rauhen Haus und zu Wichern persönlich bestand, konnte das Haus schnell Profil gewinnen, indem es die im Rauhen Haus erprobte Art der Erziehung übernahm: Die Ausrichtung des Lebens nach dem christlichen Glauben, die Zusammenführung von Erziehern und Zöglingen in einer "Familie" mit ständigem Kontakt zueinander und als Basis für das Miteinander das dem Kind ohne Vorbedingung entgegen gebrachte Vertrauen, so wie Wichern es in Hamburg auch tat.

4 .

Drei Angelegenheiten waren richtungweisend in den nächsten Jahren von 1846 bis 1849: Der Wechsel im Hausvateramt, die räumliche und personelle Erweiterung des Hauses und die Auswirkungen der Revolution von 1848 auf die Arbeit im Rettungshaus.

Um der langsam ansteigenden Zahl von Aufnahmegesuchen nachkommen zu können, hätte eine Vergrößerung des Heims auf etwa drei Familien vorgenommen werden müssen, doch fehlten dazu die Voraussetzungen. Die Männer des Hauptvereins waren zwar über die Arbeit des Hausvaters Lundt des Lobes voll, doch war man sich auch darin einig, dass er einer Verdoppelung oder einer noch größeren Vermehrung der Heimplätze nicht gewachsen war. Auch waren seine Befugnisse auf einen Familienleiter, nicht aber auf einen Heimleiter zugeschnitten. Und schließlich war man geneigt, es nicht bei der mit einem Diakon besetzten Hausvaterstelle zu belassen, sondern einen Volltheologen zu suchen und einzustellen, unter dem dann die Erweiterung des Heims erfolgen könnte. Da



Wichern den Hausvater Lundt für eine andere, neu zu errichtende Rettungshaus-Arbeit in Gartow südlich der Elbe gut brauchen konnte, kam es zu seiner Abberufung am 12. Juli 1847. Schon Monate vorher hatte Wichern den Kandidaten Walzberg, bisher Mitarbeiter im Rauhen Haus, anlässlich einer Tagung der Zweigvereine über das Thema der Fürsorge für Strafgefangene nach Rostock geschickt, um sich dem Hauptverein vorzustellen. Die Herren hielten ihn für geeignet, einer größeren Anstalt vorzustehen.

Im Briefwechsel mit Wichern wurde nun auch vereinbart, dass mit dem Wechsel im Leiteramt auch eine Veränderung in den Zuständigkeiten bei der Heimleitung erfolgen müsste. Lag unter Lundt noch die gesamte Wirtschaftsführung in der Hand des Kassiers des Hauptvereins, Senator Passow in Rostock, und war bisher der Hauptverein in allen Personalangelegenheiten zuständig, so ging nun die Wirtschaftsführung teilweise an den seit 12. Juli 1847 berufenen neuen Vorsteher über, und auch in Personalfragen behielt er sich das letzte Wort vor.

Aus dem Hauptverein mit seinen neun Mitgliedern wurden vier bestimmt, die mit Walzberg als fünfte Person das Kuratorium bildeten, das fortan die Geschicke des Rettungshauses in der Hand haben sollte. Walzberg, 1817 in Bückeberg geboren, nach dem Theologiestudium in Halle Hauslehrer in Schlesien, traf als Student mit Wichern zusammen und arbeitete ab 1844 im Rauhen Haus.

Sofort nach seiner Amtsübernahme ging Walzberg an die Aufgabe der Erweiterung des Heims. Am 30. August 1847 konnte der Grundstein für ein neues Haus gelegt werden. Unter fleißiger Mithilfe der Gehilfen und der Kinder ging der Bau schnell voran. Es wurde ein Fachwerkhaus errichtet, das heute noch steht und seit 1948 den Namen "Karstenhaus" trägt. Zum Weihnachtsfest 1847 war es fertig, so dass darin die Weihnachtsbescherung stattfinden konnte. Das Haus bot Platz für zwei Familien, außerdem waren darin zwei Unterrichtsräume für die "Heimschule". So erhöhte sich bald die Kinderzahl auf 36.

Schon zu Lundts Zeiten war auf der Hauptversammlung der Zweigvereine in Ludwigslust beschlossen worden, auch ein Rettungshaus für Mädchen zu schaffen. Freilich verbot sich dabei, Knaben und Mädchen zusammen zu erziehen. Beide Einrichtungen sollten in angemessenem Abstand zu einander liegen, und doch wäre eine gemeinsame Oberleitung von Vorteil. Wie aber sollte die Leitung aussehen, gab es doch im Rettungshaus ausschließlich Männer und Knaben!

So zogen sich die Überlegungen über Monate hin. Da aber kam eine Hilfe aus ganz anderer Richtung. Im Frühjahr 1848 veranstaltete die Frau des verstorbenen Großherzogs Paul- Friedrich und Mutter des regierenden Großherzogs Friedrich Franz II. , Alexandrine, in Schwerin einen "Verkauf weiblicher Handarbeiten", also wohl Arbeiten ihrer Hofdamen. Der Erlös dieses Basars war für die Neugründung eines Rettungshauses für verwahrloste Mädchen bestimmt und ging an den Hauptverein für Innere Mission in Rostock. Dabei kam die überwältigende Summe von 4.700 Reichsthalern zusammen!

So hatte man nun zwar das Geld, war aber in den anderen Fragen nicht weiter gekommen. Walzberg war bei seiner Berufung verlobt. Inzwischen hatten die Männer des Hauptvereins die Braut und künftige Vorsteherin kennengelernt und setzten sich nun dafür ein, dass der damals erforderliche Ehe-Consens des Großherzoglichen Amtes erteilt wurde. So konnte Walzberg im Oktober 1848 heiraten und eine Frau nach Gehlsdorf mitbringen, die durchaus geeignet war, an der Seite ihres Mannes die Aufgabe einer Hausmutter für Mädchen zu übernehmen, ja die Mutter der ganzen Einrichtung zu sein.



Doch da brachten die Zeitläufe rund um das Revolutionsjahr 1848 eine Stockung, ja einen Rückschlag in aller Arbeit. Bereits 1847 war ein Jahr der Missernte in ganz Mecklenburg. Nun kam nach den Revolutionsereignissen in Berlin und anderswo eine allgemeine Unsicherheit über das Land. Die Einnahmen der Zweigvereine gingen zurück; ja, eine Reihe von Vereinen löste sich auf.

So war die erste Säule für die Finanzierung der Arbeit im Rettungshaus weggebrochen. Und auch die zweite Säule, die Erträge aus privaten Spenden, trug nicht mehr. Deshalb verließ man sich mehr und mehr auf die Zahlung der vereinbarten sogenannten Kostgelder, zu denen sich die Behörden und Ämter verpflichtet hatten, die Kinder in das Haus einwiesen. Aber wird die staatliche Ordnung Bestand haben, war damals die große Frage. So wurde das von der Großherzogin besorgte Kapital zunächst einmal gewinnbringend angelegt, bis bessere Zeiten kommen würden.

Es hat sich dann gezeigt, dass es zu einer Wiederbelebung der Zweigvereine im Sinne der Satzung nicht mehr gekommen ist. An vielen Orten liefen die dort begonnenen Wohlfahrtsarbeiten weiter, doch war die Zeit endgültig zu Ende, wo das Rettungshaus durch Beiträge von Vereinen aus dem weiten Hinterland getragen wurde.

5.

Die allgemeine Unsicherheit im Revolutionsjahr 1848 in Verbindung mit den Auswirkungen der Missernte 1847 wirkte sich dahingehend aus, dass das Rettungshaus in eine finanziell sehr angespannte Lage geriet. Erst Mitte 1849 geht es wieder aufwärts, als ein besonderer Spenden- Aufruf Erfolg hat. Neben einer großen Zahl privater Spenden geht auch eine hier nicht genannte Summe von "Reichsthalern" vom Großherzog Friedrich Franz II. ein. So kann nicht nur das entstandene Defizit von etwa 500 RThl ausgeglichen werden, sondern auch ein weiterer Neubau in Angriff genommen werden. Das Heim bestand nun aus drei Familien, für die zwar die Familien und Unterrichtsräume zur Verfügung standen, nicht aber Räumlichkeiten für Beschäftigung.

So entschloss man sich, ein Arbeitshaus zu errichten. Es entstand zwischen der alten Scheune und dem zweiten Knabenhaus an der Stelle, wo heute das Behmhaus steht. Auch dieses Haus war ein Fachwerkbau. Es hatte unten einen 6 x 17 Meter großen Arbeitsraum, in dem durch halbohohe Holzwände Plätze für einzelne Handwerkstätigkeiten abgeteilt waren. Der die Aufsicht führende Bruder konnte aber alle im Raum arbeitenden Kinder übersehen. Das Haus hatte seine Grundsteinlegung am 7. September 1849 und konnte bereits am 8. Dezember 1849 benutzt werden. Im Obergeschoß des Hauses war eine Wohnung für den Vogt eingebaut, der neu angestellt wurde und dem die Führung von Landwirtschaft und Gärtnerei übertragen wurde.

Mit dem Wort "Arbeitshaus" verbanden sich nun aber Vorstellungen, in Gehlsdorf ginge es ebenso zu wie im Landesarbeitshaus in Güstrow. Im Jahresbericht von 1850 wurde dazu gesagt, dass es auf den Namen nicht ankomme, dass aber "wie alles in einem Rettungshause auf das Vertrauen, auf die Liebe gegründet ist, ist es vorzüglich auch diese Liebe, wie bei aller Arbeit in der Anstalt, so auch bei der in dem Arbeitshause". Der wichtige Unterschied so hieß es weiter, bestünde in der Mitarbeit. Die Brüder, wie die Gehilfen durchweg bezeichnet werden, führen nicht nur die Aufsicht, sondern lernen und arbeiten mit als die "Erwachsenen" unter der großen zu einer Familie sich verbindenden Hausgemeinde. Es ging also nicht um "Correktoren", wie Außenstehende unsere



Kinder oft nannten, sondern darum, die Kinder zur Freude an der Arbeit zu erziehen. Dem Bericht zufolge arbeiten die Heimkinder als Tischler, Schuster, Holzpantoffelmacher, Drechsler, Binsenflechter, Buch- und Bürstenbinder, Schneider und Kartoffelschäler. Drei Brüder und der eingestellte Haus- Schneidermeister leiteten die Arbeiten.

6.

Aber nun zu der erwähnten geplanten Erweiterung der Einrichtung, um auch Mädchen aufnehmen zu können. Nach langwierigen Überlegungen, wo das neue Mädchenhaus liegen sollte, fand 1849 die nahe liegendste Lösung die Zustimmung der Männer im Hauptverein. So verhandelte man mit dem Besitzer der nebenan liegenden Büdneri Nr. 9/ 10, da dieser sein Anwesen verkaufen wollte. Damals stiegen die Grundstückspreise in Gehlsdorf von Jahr zu Jahr, und deshalb konnte der Eigentümer viel mehr fordern, als man noch vor fünf Jahren für das etwa gleich große Grundstück der Büdneri 7/8 gezahlt hatte. Für 4.100 Reichsthaler wurde man handelseinig.

Im Bericht gab man zu, dass dieser Preis eigentlich zu hoch wäre, doch um der Wichtigkeit der Lage gerechtfertigt sei. Auch auf diesem Grundstück befanden sich neben dem Wohnhaus eine Scheune und ein kleiner Stall. Nach der Eröffnung der Mädchenanstalt am 26. Mai 1850 zogen Walzbergs ins Mädchenhaus um. Die Küche wurde dorthin verlegt, war doch Frau Walzberg für "Wirtschaft und ökonomische Verhältnisse" zuständig. So konnten nun Küche, Wäsche, Vorräte und Wirtschaft im neuen Haus konzentriert werden, wobei den bald aufgenommenen sechs Mädchen viele Aufgaben in Küche und Haus übertragen werden konnten, unter Aufsicht von Frau Walzberg!

Den Intentionen des Hauptvereins nach sollte keinerlei Begegnung zwischen den Knaben und den Mädchen stattfinden, doch hat es sich in der Praxis nicht vermeiden können, dass z. B. die Jungen Kartoffeln in die Küche trugen oder die Mädchen die saubere Wäsche zum Knabenhaus bringen mussten. Entgegen den Befürchtungen der überängstlichen Männer in der Leitung gab es keine Schwierigkeiten oder anstößige Geschehnisse, jedenfalls ist darüber nie berichtet worden. Dagegen wurde bald festgestellt, dass die anfänglichen Befürchtungen sich nicht bestätigt hätten. Großes Verdienst dabei mag die Familie Walzberg gehabt haben, die mit ihren Kindern im ständigen Kontakt mit den Heimkindern lebten, so dass bald der berechtigte Wunsch erhoben wurde, dem Vorsteher doch die Wohnung zu vergrößern, um den heranwachsenden Kindern den Abstand von den Heimkindern zu geben. So wurde der südliche Anbau an das heutige Löhehaus geschaffen, der dann 1970 durch den Anbau mit Heizungskeller ersetzt wurde. Auf der N-W-Seite lag der erwähnte Schuppen, heute der Flur der Wohnung. Und die Scheune von damals ist das heutige Bodelschwinghhaus. Zur Entlastung für Frau Walzberg wurde bald eine Erzieherin gefunden, die, wie die "Brüder" bei den Knaben, die Mädchenfamilie leitete.

Im Jahr 1850 beauftragte der Hauptverein den Landschaftsmaler Bernhard Schmidt, eine Lithographie von dem Rettungshause anzufertigen, die die nun vergrößerte Anstalt zeigt.

7.



Mit der Eröffnung des Rettungshauses für Mädchen erweiterte sich das Arbeitspensum des Vorstehers enorm. Neben der Leitungstätigkeit, wie wir heute sagen würden, gehörte zu seinen Aufgaben ja auch der Schulunterricht für die nun erneut angewachsene Schülerzahl. Bereits seit 1845 gaben auch die Brüder aus dem Rauhen Haus Unterricht, doch fehlte ihnen die pädagogische Vorbildung. Sie wurden deshalb erst durch Lundt, dann durch Walzberg soweit fähig gemacht, dass sie den Elementarunterricht bewältigen konnten. Da die Brüder in der Regel nach einem Jahr ausgewechselt wurden, mussten diese Extra- Stunden für die Brüder regelmäßig wiederholt werden. Mit der Aufnahme der Mädchen wurde es notwendig, eine eigene Mädchenklasse einzurichten, die getrennt unterrichtet wurde. So entschloss sich der Hauptverein, einen hauptamtlichen Lehrer einzustellen. Sie beriefen den Kandidaten Schäffer zu Pfingsten 1852 als Lehrer an die Schule des Hauses.

Zu seinen Aufgaben gehörte neben der Erteilung des Schulunterrichts an die Kinder auch die Vor- und Weiterbildung der Brüder sowie die Vertretung des Vorstehers bei dessen Abwesenheit. So waren für ihn 24 - 30 Wochenstunden Unterricht vorgesehen. Bei Bedarf und zur Aushilfe sollte er auch im Dienst auf den Familien eingesetzt werden. Schäffer ist seinen Aufgaben stets nachgekommen und hat sich auch mit Walzbergs gut verstanden. Mit der Vergrößerung des Heimbetriebs stiegen natürlich auch die laufenden Kosten, die nur zu einem Teil durch die von den einweisenden Stellen gezahlten Kostgeldern gedeckt werden konnten.

So war bald erneut ein großes Defizit entstanden. Wieder musste ein Spenden-Aufruf ins Land gehen. Erneut kamen auch Geldbeträge vom Großherzog. Eine erneute Verkaufsveranstaltung von "weiblichen Handarbeiten" erbrachte etwa 4.000 Reichsthaler, die je zur Hälfte an das Rettungshaus und an das jüngst gegründete Stift Bethlehem in Ludwigslust gingen. Anlässlich der Geburt des Thronfolgers und zwei weiterer Kinder im großherzoglichen Haus übersandte man Dank-Spenden an das Rettungshaus. Das gute Verhältnis zum Landesherrn und die huldvolle Unterstützung des Rettungshauses bestimmten den Hauptverein im Jahr 1851 beim Justizministerium den Antrag zu stellen, dass der Einrichtung die "Rechte einer frommen Stiftung" verliehen werden möchten. Dieses Recht erklärte die Einrichtung als "gemeinnützig" und räumte ihr eine Vorzugsstellung ein hinsichtlich der Befreiung von Steuern und Abgaben. Am 30. Juli 1851 wird dem Antrag stattgegeben und in feierlicher Urkunde das "pium corpus" verliehen.

Im Sommer 1851 besucht das Großherzogspaar Friedrich Franz II. und Auguste das Rettungshaus.

8.

Inzwischen - wir sind im Jahr 1854 und haben das erste Jahrzehnt von Hauptverein und Rettungshaus etwa erreicht - hat sich die Zahl der Kinder mit etwa 36 Jungen und 14 Mädchen stabilisiert. An Mitarbeitern arbeiteten neben Walzbergs und dem Lehrer vier Brüder, eine Erzieherin, der Vogt und weitere Wirtschaftskräfte. Mit den Kindern von Walzbergs sind etwa 65 Personen täglich zu verpflegen. Auf diesem Personalstand sollte die Einrichtung dann bis ans Ende des Jahrhunderts bleiben.

So war die Einrichtung nach dem Wagnis des Anfangs mit den ersten neun Kindern von 1845 zu einer etablierten Anstalt mit dem Recht einer mildtätigen Stiftung geworden,



deren Bettenzahl mit 50 etwa konstant blieb und deren Personalbestand auch ausreichend war. Mit den erworbenen Bündereien war durch deren Lage eine gewisse Abgrenzung vom Dorfe Gehlsdorf erreicht. Auch war genügend Land vorhanden, um einen Teil der Lebensmittel in eigener Landwirtschaft und Gärtnerei zu erzeugen, die zur Ernährung benötigt wurden. Und auch das Leben der Kinder im Heim fand seine festgeformten Bahnen.

Sorgten zuerst noch Ereignisse wie die Gründung der zweiten und dritten Knabenfamilie für Aufregung und Interesse bei den Kindern, so war es dann die Mithilfe beim Errichten der neuen Gebäude, die die Kinder in Anspruch nahm. Auch die Ausformung der Gebräuche und Feste im Heim mochte unter dem lebhaften Interesse der Kinder erfolgt sein. Nun war dies alles abgeschlossen, die Bautätigkeit im großen vorerst beendet. Im täglichen Ablauf des Heimlebens und im Ablauf des Jahres mit seinen Festen und Höhepunkten trat eine Gleichförmigkeit ein, die sich Jahr für Jahr wiederholte. In diesen ersten Jahren bis 1854 wurden 88 Knaben und 18 Mädchen ins Heim aufgenommen. Davon sind vor der Konfirmation ausgeschieden: 13 Knaben und ein Mädchen. Im Heim verstarben fünf Knaben und ein Mädchen. Nach der Konfirmation wurden 36 Knaben und zwei Mädchen entlassen. Dabei kamen 24 in Handwerkslehren, vier gingen zur See, zwei wanderten mit ihren Angehörigen nach Amerika aus und sechs wurden in den "Stand der Dienenden" gegeben. Auch die beiden Mädchen bekamen eine Stelle. Als letzte Zahl sei hier genannt, dass Walzberg für 1850 die jährlichen Kosten pro Kind mit 60 Reichsthalern angibt. Im Jahr 1854 kann man von etwa 80 Reichsthalern pro Kind und Jahr ausgehen, wobei aber die Kosten für die Gebäudeunterhaltung und das Inventar nicht in diesem Betrag enthalten waren.

Und wieder blieben 1854 die Einnahmen weit hinter den Kosten zurück, es fehlten 1.000 Reichsthaler. Professor Krabbe als Vorsitzender im Hauptverein konnte aber seinem Jahresbericht anfügen: "Diese finanzielle Lage unserer Anstalt müsste uns äußerst drückend sein, wenn wir nicht der getrosteten Zuversicht wären, dass der Herr, unser Gott, mit uns ist, dass er seine Hand nicht abziehen wird von seinem Werke, das zu seiner Ehre und zum Heile unsterblicher Seelen begonnen ist". Von dieser Zuversicht getragen haben die Väter des Rettungshauses in echt Wichernschem Vertrauen auf Gottes Durchhilfe ihre Aufgaben angepackt in der Erkenntnis, dass dann, wenn die uns aufgetragene Arbeit angepackt ist, auch die dafür nötigen Mittel uns in die Hand gegeben würden. Und sie sind damals dabei nicht enttäuscht worden. So war es nur natürlich, dass man damals 1854 begann, dafür Geld zu sammeln und zweckgebundene Spenden aufzusparen, um einen Kirchsaal bauen zu können. Dieser Bau sollte dann der krönende Abschluß für das Rettungshaus sein. Es sollte jedoch noch ein Vierteljahrhundert ins Land gehen, ehe dieser Plan Wirklichkeit wurde.

B : Die nächsten Jahrzehnte

1.

Auf die bewegten Jahre des Anfangs folgten die Jahrzehnte des Beharrens und Bewahrens. Die Bettenzahl blieb konstant, es gab die drei Jungenfamilien und eine Mädchenfamilie. Auch die Zahl der Mitarbeiter blieb konstant, nur hatte man öfter Schwierigkeiten, die nötigen Mitarbeiter zu bekommen. Die Zahl der Verpflegten blieb mit



etwas über 60 ebenfalls konstant. Deshalb kann diese lange Zeit vieler Jahrzehnte in einem Blick geschildert werden. Am Anfang unseres Zeitabschnittes leitete noch das Ehepaar Walzberg die Einrichtung. Beide waren mit dem Ausdruck Hauseltern richtig beschrieben, denn die Kinder hatten unmittelbaren Kontakt zum Hausvater, zur Hausmutter. Und beide waren rund um die Uhr im Dienst für die ihnen anbefohlenen Kinder. Sie aßen am Tisch mit den Kindern, waren Ansprechpartner für viele Fragen. Auch hatten der Hausvater über den Unterricht, die Hausmutter über ihre Tätigkeit in Haus und Küche zusätzlich ständige Berührung mit den Kindern.

Nun aber ging diese Zeit dem Ende entgegen. Es war Walzbergs mehrfach vorgetragener Wunsch, einmal ins reguläre Pfarramt zu wechseln. Schlug seine Bewerbung in eine Gemeinde seines Heimatlandes Schaumburg- Lippe 1857 auch fehl, so setzte er bald beim Hauptverein durch, dass er das Zweite theologische Examen "pro ministerio" ablegen und damit die Anstellungsbefähigung für eine Pfarre in Mecklenburg erlangen konnte. Nun suchte man nach einem Nachfolger im Gehlsdorfer Amt, vorerst aber vergeblich. Als dann der Weggang von Walzberg feststand, nahm es der Hauptverein für einen Fingerzeig Gottes, dass Walzberg seinen Stellvertreter zum geeigneten Nachfolger vorschlug. So wurde am 25. Mai 1864 Walzberg verabschiedet, der in die Pfarre Granzin ging, und der Lehrer Ernst Schäffer, cand. theol. wie Walzberg, zunächst kommissarisch und ab 15. Dezember 1867 zum Vorsteher berufen. Leider hat Walzberg in seiner Gemeinde nur kurz wirken können, er starb dort am 13. September 1866 im Alter von nur 49 Jahren.

Mit diesem Wechsel war nun auch in der Anstaltsleitung die Zeit des Anfangs und Bauens, des Probierens und Gestaltens zu Ende. Schäffer bewahrte nur die eingespielte Ordnung in Hausführung, Unterricht und Anstaltsleben. Da nirgends eine Ehefrau erwähnt wird, mag er unverheiratet geblieben sein. Für die Wirtschaftsführung wurde eine Wirtschaftsschwester neu eingestellt, die im Mädchenhaus Wohnung nahm, während Schäffer in seiner Lehrerwohnung wohnen blieb.

Es dauerte sehr lange, bis die zweite Lehrerstelle von einem geeigneten Mann besetzt werden konnte, doch blieben die Lehrer nie lange. So blieb für Schäffer lange Jahre der größere Teil des Schulunterrichts; im Jahr 1864 wurden von Schäffer 34 Wochenstunden erteilt, von den Brüdern 22. Eine verlässliche Hilfe, die dann auch lange am Ort blieb, fand Schäffer erst 1882, als er selbst schon sehr krank war, in dem Lehrer Friedrich Gillhoff. Schäffer feierte am 3. Juni 1877 sein 25-jähriges Dienstjubiläum im Rettungshaus mit großer Anteilnahme von Freunden des Hauses, den Kindern und den Herren des Hauptvereins. Kurz danach musste Schäffer wegen "Typhösem Fieber" einen längeren Kuraufenthalt antreten, der ihn 1881/ 82 mehrere Monate abwesend sein ließ. Noch einmal genesen, leitete Schäffer die Einrichtung bis zu seinem Tode am 10. August 1890, nachdem er kurz zuvor einen Schlaganfall während einer Heimandacht erlitten hatte.

2 .

Um die Besetzung der weiblichen Planstellen sicherzustellen, schloss der Hauptverein am 14. November 1874 einen Vertrag mit dem Diakonissen-Mutterhaus in Ludwigslust, dem zufolge das Stift Bethlehem zunächst zwei, später auch drei Diakonissen ins Rettungshaus zu entsenden hatte. Das Haus zahlte dafür ein Stationsgeld an das Stift. In der Regel arbeitete eine ältere Schwester hier, die zweite war eine Probeschwester.



Wesentlich schwieriger war es, genügend "Brüder" für die Arbeit in den Jungengruppen zu finden. Die Verbindung zum Rauhen Haus bestand nicht mehr, dort mochten auch die Anwärterzahlen zurückgegangen sein.

So kamen die Brüder nun als "freie Helfer", wie wir heute sagen würden, direkt nach einer abgeschlossenen Lehre oder auch ganz ohne handwerkliche Vorbildung ins Haus. Sie mussten nun durch Unterricht in die Lage versetzt werden, den Kindern den Elementarunterricht zu erteilen. Daneben wurden sie mit der Erziehung und Aufsicht der Heimkinder betraut. War diese "Schulung" erfolgreich, konnten sich diese "Brüder" als Landschullehrer bewerben und bekamen etwa nach drei Jahren Rettungshaus eine Anstellung als Landlehrer in einer Dorfschule oder Gutsschule. Doch reichte später diese Ausbildung nicht mehr aus, seitdem es ab 1869 in Lübtheen ein neu eröffnetes Landschullehrer-Seminar gab. Fortan gingen nun die jungen Männer, die Lehrer werden wollten, nicht mehr nach Gehlsdorf, sondern auf das Lübtheener Seminar. Und wer begabter war, schloss noch die Ausbildung im Lehrerseminar Neukloster an. So besann man sich im Hauptverein wieder auf die Diakonen-Praktikanten und konnte 1875 einen Vertrag mit den Neinstedter Anstalten abschließen. Für fünf Jahre haben daraufhin Neinstedter Diakonenschüler die Erzieherstellen im Rettungshaus besetzt und der Anstalt entscheidend weitergeholfen. Im Jahresbericht 1882 wird deshalb dem Neinstedter Vorsteher, Pastor Kobelt, gedankt.

3 .

Auch die Bautätigkeit stagnierte. Ein lange geplanter Anbau an das Mädchenhaus kam nicht zustande. Dafür aber wurde auf ganz andere Weise für Bautätigkeit gesorgt. Am 7. November 1875 legten zwei Jungen der Anstalt Feuer in der Scheune am Mädchenhaus. Nur durch die schnelle Hilfe vieler Hände konnte verhindert werden, dass auch das Mädchenhaus Feuer fing; die Scheune aber brannte völlig nieder, dazu vier Kühe, zwei Schafe, sowie der ganze Wintervorrat an Heu und an Torf für die Öfen. Nun regten sich wieder die Herzen und Hände, so dass man das Geld für den Wiederaufbau bald zusammen hatte. Im Herbst 1876 stand die Scheune wieder.

Was kaum einer für möglich gehalten hatte, wurde dann doch möglich: der Bau des seit 25 Jahren geplanten Betsaals. Dies aber verdankte das Rettungshaus allein dem testamentarischen Vermächtnis von H. W. F. Bölckow, einem Mecklenburger, der in England zu Geld gekommen und dort verstorben war. Er vermachte sein Vermögen den Wohlfahrtseinrichtungen in seiner Heimat Mecklenburg. Und dabei vergab ein Verteilungsausschuss in Schwerin den größeren Teil des Erbes an das Rettungshaus in Gehlsdorf. Nun konnte gebaut werden, nicht nur ein Betsaal, sondern eine geräumige neue Wohnung für den Vorsteher und darüber eine große Kapelle. Ja, sogar ein Türmchen mit kleiner Glocke konnte errichtet werden. Als Platz wählte man die Fläche zwischen Unterrichts- bzw. Knabenhaus und der steilen Böschung hinab zur Warnow, so dass heute noch der Kapellenbau hoch über der Warnow- Promenade aufragt.

Der Verbindungsbau zum Knabenhaus hin nahm die Treppe zum Andachtsraum auf. Grundsteinlegung war am 27. Juni, und bereits zu Weihnachten 1879 konnte die Christfeier in der Kapelle gehalten werden. Noch aber war die Inneneinrichtung nicht fertig. Das geschah im Frühjahr 1880. So feierte man am 27. Juni 1880 die Einweihung der Kapelle, in der über dem Kanzelpult ein Bild des Stifters Bölckow angebracht wurde.



4 .

Um die Anstalt finanziell wieder flott zu bekommen, gelang es 1855, vom Großherzog eine Sonderkollekte genehmigt zu erhalten. Das war eine Listensammlung, zu der einer der im Hause tätigen Brüder für mehrere Wochen abgestellt wurde. Dieser "Collektant" zog von Kirchgemeinde zu Kirchgemeinde, hielt meist zunächst einen Gemeinde- Abend mit einem Bericht über die Arbeit im Rettungshaus, und ging dann von Haus zu Haus mit der Sammelliste.

So wurden die Gemeinden direkt mit dem Rettungshaus bekannt gemacht. Die Genehmigung war für zwei Jahre erteilt, und es lag nun an der Findigkeit des Collektanten, wie er seine Reise einteilte und welche Schwerpunkte er dabei setzte. So kam doch jährlich eine beträchtliche Summe zusammen, auf dem Lande, aber auch in den Städten. War die Genehmigung abgelaufen, wurde neu beantragt und auch bewilligt. So zogen bis zu Anfang der 80-iger Jahre in festem Turnus die Collektanten durchs Mecklenburger Land, wobei sie meist die Spendenliste der vorigen Sammlung bei sich trugen, um die alten Geber erneut zu bitten.

Gleichzeitig richtete der Hauptverein ein Gesuch um eine Beihilfe an die Mecklenburger Landstände, erstmals 1861. Damals wurde ein Zuschuss von 1000 RThl als einmalige Unterstützung bewilligt, dazu aber eine laufende Zahlung von 500 RThl. Da die Landstände alle fünf Jahre tagten, stand fortan alle fünf Jahre der Antrag des Rettungshauses zur Debatte, bei dem die 500 RThl erneut bewilligt wurden. Ab 1876 waren es dann 2.000 Mark nach einheitlicher Reichswährung. Zusammen mit den Kostgeldern, die die jeweiligen Ortsämter für die aus ihrem Bezirk im Rettungshaus aufgenommenen Kinder zu zahlen hatten, konnte nun der Haushalt des Heims ausgeglichen gehalten werden, denn es gab weiter einen bestimmter Anteil an Spenden.

5.

Am 1. April 1870 bestand das Haus 25 Jahre, ein Grund also, den Tag festlich zu begehen. Doch wollte man nicht am Jahrestag selbst feiern, sondern plante ein Treffen mit Gemeinden, Freunden und einer Wiedersehens-Feier mit ehemaligen Brüdern im Sommer 1870. Doch musste die Feier ausfallen, denn der Krieg gegen Frankreich machte alles zunichte. So ist also nicht nur das 100- jährige Jubiläum 1945 wegen der Kriegs- und Nachkriegsereignisse nicht begangen worden, sondern auch schon das 25-jährige Jubiläum fiel aus.

In den 70-iger Jahren fand dann die große Wachablösung im Hauptverein der Inneren Mission statt. Die Väter und Gründer von 1843 wurden heimgerufen. Zuerst ging der zuletzt in Schwerin als Minister fungierende v. Schröter 1865, es folgte der Oberappellationsrat v. Bassewitz 1872. Professor Krabbe, bis zuletzt Vorsitzender des Hauptvereins und Verfasser der hier oft zitierten Jahresberichte, starb 1873. 1875 folgte ihm der Finanzmann des Hauptvereins, Senator Passow. Und am Ende der Reihe folgt Pastor Karsten, zuletzt Konsistorialrat in Schwerin und Mitglied des 1848 gegründeten Oberkirchenrats. Er starb hochbetagt 1882.

So kamen nach und nach neue Persönlichkeiten in den Hauptverein, die deren Entstehung nicht mehr kannten, und wohl auch innerlich dem Pietismus der Anfangsjahre



nichts abgewinnen konnten. Ehe aber die Gründer ganz aus dem Blickfeld verschwunden sind, soll noch eines Berichts gedacht werden, den der alte Professor Krabbe bereits 1862 geschrieben hat. Auf zwei Probleme wollte er damals die Leser aufmerksam machen. Das erste betraf die straffällig gewordenen Kinder und Jugendlichen und deren Start ins Leben nach der Gefängniszeit. Krabbe schlug vor, doch zu prüfen, ob nicht ein Aufenthalt im Rettungshaus nach der Haft oder auch anstatt einer Haft besser sei, als die jungen Leute ohne Führung und Hilfestellung aus dem Gefängnis zu lassen.

Hier ist zu erinnern, dass ja die andere Hauptaufgabe des Hauptvereins für Innere Mission- die Gefangenenbetreuung- nie mit Kraft und neuen Zielsetzungen betrieben worden ist. Über das andere Problem, das angegangen werden müsse, schrieb Krabbe 1865: "Dass bisher in unserem Lande für die Schwachsinnigen und Blödsinnigen noch gar nichts getan ist, ist leider nur zu wahr, muss uns aber dringend mahnen, die Hand an den Pflug zu legen, und unseren Liebeseifer der Pflege und Erziehung dieser armen blödsinnigen Kinder zuzuwenden, die in ihrem beklagenswerten Zustande bisher sich völlig selbst überlassen geblieben sind." Und Krabbe endet: "...gebe ich mich der Hoffnung hin, dass an das Rettungshaus für verwahrloste Kinder sich in unserem Lande eine Pflege- und Erziehungsanstalt für blödsinnige Kinder als ein neuer Zweig der inneren Mission bald anschließen möge".

So wies der Mann, der 1843 "die Hand an den Pflug legte", um das Rettungshaus ins Leben zu bringen, nun auf die neue Aufgabe hin, für die es für ihn galt, erneut die Hand an den Pflug zu legen. Und beide Male tat er es in der Gewißheit, dass mit unserer Kraft allein nichts zu schaffen ist, aber "auf den Wink Gottes" zu hören ist, und seine Kraft in den Schwachen mächtig sein wird. Wie vorausschauend Krabbe damals war, wird darin deutlich, dass sein Hinweis erst 85 Jahre später verwirklicht worden ist.

6.

Die Einbindung des Gehlsdorfer Rettungshauses in den Staatshaushalt durch die genannte jährliche Zuschussleistung war einerseits Ausdruck der Fürsorge des Staates für seine hilfsbedürftigen Landeskinder, andererseits aber auch bedeutete das die weitgehende Aufgabe der "freien Liebestätigkeit", wie sie bisher die Innere Mission ausgezeichnet hatte.

Sichtbarer Ausdruck der Fürsorge von Staat und Landesherrn waren die Besuche des Großherzogs in Gehlsdorf. In seiner langen Regierungszeit war Friedrich Franz II. viermal hier, jedes Mal begleitet von seiner Frau. Obwohl die erste Frau, Auguste, bald starb, und auch die zweite Ehe mit Anna nur zehn Monate währte, waren doch alle drei Großherzoginnen einmal in der Einrichtung. Die Besuche, zu denen auch ein Besuch der Großherzogin allein im September 1856 gehörte, fanden stets mit der damals üblichen Besichtigung statt, wobei alle Kinder und Mitarbeiter "anzutreten" hatten.

Dabei erkundigte sich dann der Großherzog huldvoll nach einigen Belanglosigkeiten und nahm eine Inspektion der Gebäude vor, ließ sich vor allem auch die Pläne für geplante Um- und Neubauten zeigen. Derweil schaute sich die Großherzogin in Küche, Waschküche und sogar in den Kellern um. Es ist heute schwer zu beurteilen, ob dies alles von einer besonderen Zuneigung zum Rettungshaus herrührte, was man auch aus den Spenden aus der Privatschatulle ablesen könnte, oder aber, ob hier nur das vom Protokoll



her vorgesehene Ritual des großherzoglichen Besuches ablief, wie es überall im Lande bei Einweihungen, Jubiläen oder anderen Festtagen üblich war. Noch bei seinem Tode 1883 erhielt das Haus eine Geldspende des Großherzogs von 6.000 Mark.

Die von Professor Krabbe angeregte Einbeziehung der Anstalt in den Strafvollzug für Jugendliche kam mit der Gründung des Deutschen Reiches 1871 auf das Heim zu. Damit wurde die staatliche Aufsicht und Bevormundung hergestellt. Mit der Vereinheitlichung der Landesgesetze in den einzelnen im Reich zusammengefassten Bundesstaaten und der Einführung von Reichsgesetzen wurde auch die Rechtslage im Rettungshaus verändert. Mit der Einführung des Reichsstrafgesetzbuches galt auch für Mecklenburg der § 56, der besagt, dass Jugendliche zwischen 12 und 18 Jahren nicht zu verurteilen sind, wenn sie bei der Begehung einer Straftat "die zur Erkenntnis ihrer Strafbarkeit erforderliche Einsicht nicht besaßen".

Für solche Jugendliche konnte statt einer Verurteilung zu einer Haftstrafe der Aufenthalt in einer "Erziehungs- oder Besserungsanstalt" angeordnet werden, im besonderen Fall sogar bis zum 20. Lebensjahr des Eingewiesenen. Auf Betreiben des Innenministeriums in Schwerin wurde deshalb in einem Vertrag mit dem Hauptverein für Innere Mission geregelt, dass solche nach § 56 StGB einzuweisende Jugendliche im Rettungshaus aufzunehmen sind. Das Ministerium übernahm dafür die Kosten von jährlich 60 Thalern pro Knaben oder 75 Thaler pro Mädchen.

Über die Einweisung und die Dauer des Aufenthalts entschied nach diesem Vertrag allein das Ministerium, auch hatte es jederzeit das Recht der Kontrolle der Einrichtung und konnte Berichte anfordern. Lediglich dann, wenn einzelne Zöglinge für das Heim untragbar geworden waren, wollte das Ministerium "einen Pflegling sofort zurücknehmen im Interesse der Anstalt". Die Verantwortlichen des Hauptvereins sahen damals wohl zuerst die gesicherte Einnahmequelle, die sie bei ihrer finanziellen Lage wohl brauchen konnten. Was diese neue Aufgabe aber für den Gesamtcharakter der Anstalt bedeutete, hat sich später erst herausgestellt.

Da die Durchführung des Strafvollzugs und damit auch die Einweisung in Besserungsanstalten durch Landesgesetz geregelt werden sollte, kam die ganze Sache erst 1899 richtig in Gang, nachdem das Zwangserziehungsgesetz für Mecklenburg erlassen war. Vorher waren es nur wenige Knaben. Der Bericht von 1882 sprach von 23 Jungen, die im Laufe der ersten zehn Jahre eingeliefert worden sind, die sich unter den übrigen Kindern noch verkraften ließen. Zum Problem wurde das erst um die Jahrhundertwende, als die "Ministerielle Verfügung vom 8. April 1899 für das Großherzogtum Mecklenburg" in Kraft getreten war.

C: Die Rettungsanstalt mit Staatsauftrag

1.

Mit dem Tode des langjährigen Vorstehers Schäffer ging erneut ein Abschnitt in der Rettungshaus-Geschichte zu Ende. Zu seinem Nachfolger wurde der schon früher als Lehrer im Haus tätige Lehrer Friedrich Gillhoff bestimmt. Diese Entscheidung, keinen Theologen einzustellen, bewirkte auch einen Umbau in der gesamten Leitungsstruktur. Der nur noch auf dem Papier stehende "Hauptverein für Innere Mission" wurde aufgelöst.



Zweigvereine gab es längst nicht mehr, wo in manchen Orten Mecklenburgs Vereine für Innere Mission existierten und Arbeiten oder Heime betrieben, hatten sie sich anders organisiert und waren zum größeren Teil dem 1883 gegründeten "Landesausschuss für Innere Mission" beigetreten, der sich in Schwerin gebildet hatte. Deshalb entschloss man sich in Rostock, den Verein aufzulösen und die Einrichtung selbst als Stiftung weiterzuführen, die von einem Vorstand geleitet werden sollte.

Eine Satzung wurde aufgestellt, die unter dem 21. November 1899 vom Großherzog bestätigt wurde. Es erfolgte auch die Umschreibung im Grundbuch über den Eigentümer der Büdnereien. Auch der Name änderte sich: aus dem Rettungshaus wurde die Rettungsanstalt, ein damals oft gebrauchter Begriff und noch nicht mit dem bösen Beigeschmack. Die Leitung gehörte nicht mehr in die Hände eines Vorstehers- dafür fand man den Titel des Anstalts- Inspektors. Inzwischen wurde die Anstalt der Oberaufsicht des Justizministeriums unterstellt, dem auch das Ministerium für geistliche Angelegenheiten angeschlossen war.

2.

Was änderte sich nun durch die neue Lage? Bisher wurden die Kinder vor dem Konfirmationsalter aufgenommen und nach der Konfirmation in Lehrstellen gegeben. Über den Zeitpunkt der Konfirmation und den Austritt aus der Einrichtung entschied bisher das Heim. Nun wurde von staatlicher Stelle eingewiesen, und auch die Beendigung des Heimaufenthalts musste angeordnet werden. Dabei kamen immer öfter bereits konfirmierte Zöglinge ins Haus, die also keiner Schulpflicht mehr unterstanden, andere waren bei der Einweisung zwar noch nicht konfirmiert, wurden aber durch Behördenbeschluss bis zum 18. Lebensjahr im Heim belassen.

So konnte es nicht ausbleiben, dass es neben der regulären Arbeit mit den schulpflichtigen Heimkindern die neue Arbeit mit den im Lehrlingsalter stehenden Jugendlichen gab, die anders aufgezogen werden musste. Und wurden dann Kinder aus dem Heim entlassen und in Arbeit oder Lehre gegeben, blieb die "Zwangserziehung" bestehen und musste vom Lehrherren ausgeübt und vom Inspektor der Anstalt kontrolliert werden; denn in der Regel erlosch diese Erziehung erst beim Erreichen des 18. Lebensjahres. So blieb die Konfirmation nicht der Höhepunkt und Anlass zur Weiterleitung ins Leben für den Heimbewohner, sondern nur ein inneranstaltliches Fest, durch das sich aber sonst nichts änderte.

Durch die gesetzlichen Veränderungen und Maßnahmen erhöhte sich zur Jahrhundertwende die Zahl der Heiminsassen auf über 80. Die Vermittlung in Dienst- oder Lehrstellen war nicht einfach. Auch wenn sich im Laufe der Jahre eine Reihe von festen "Abnehmern" finden ließ, die regelmäßig Rettungshäusler zu sich nahmen, war doch die Auswahl unter verschiedenen Lehrberufen gering. Es zeigte sich dabei, dass das Weitergehen der "Zwangserziehung" außerhalb des Heims dort am besten ablief, wo der Zögling allein in eine Familie kam, die ihn wie einen Pflegesohn behandeln konnte. So nahmen auch einige Pastoren in Mecklenburg, Kantoren oder kleine Bauern regelmäßig einen Gehlsdorfer Jungen. Auch konnten häufig Jungen in die Schmiedelehre gegeben werden. Wegen zu großer Risiken wurden keine Jungen oder Mädchen in die großen Städte vermittelt, dort aber waren die besseren und interessanteren Ausbildungsplätze. Für die meisten blieb demzufolge als Zukunftsaussicht nur der "Dienst" auf dem Lande.



Mit dem Teil der Heimbewohner, die jenseits der Schulpflicht im Heim lebten, musste natürlich auch pädagogisch anders umgegangen werden. Sie bildeten eine eigne Familie, obwohl der Familiencharakter der Gemeinschaft nicht mehr spürbar war. Der aufsichtführende Erzieher war nicht mehr der "Bruder" der Kinder, sondern der oft gehasste Aufpasser.

So stellte sich in der Erziehung - ob gewollt oder nicht - die Zwangserziehung ein, bei der alles bis ins Kleinste geregelt war und dem Kommissleben beim Militär nicht unähnlich wurde. Gegen diese gewollte Beschränkung des Lebens rebellierten die Zöglinge öfter und heftiger als früher. So sank das Ansehen der Einrichtung mehr und mehr, und im ganzen Land Mecklenburg wurde es Redensart: "Du musst nach Gehlsdorf!" - das hieß so viel, wie: Du musst hinter Gitter, du gehörst eingesperrt, du gehörst weg aus der normalen Gemeinschaft.

Die Jahresberichte aus der Zeit vor dem ersten Weltkrieg gingen oft auf die Problematik ein, setzten sich mit dem Vorwurf auseinander, wozu es überhaupt solche Heime geben müsse, wo doch nur eine geordnete Pflegefamilie geeignet sei, solche Jugendliche wieder auf den rechten Weg zu bringen. Ein anderer Vorwurf, der immer neu erhoben wurde: statt "gerettet" zu werden, würden die Zwangserziehungszöglinge dort im Heim erst alles noch besser lernen, was sie auf die schiefe Bahn bringen kann. Auch sollten die Erzieher nichts taugen, denn ein beträchtlicher Teil der entlassenen Zöglinge würde erneut straffällig werden. Wo liegt also der Rettungseffekt? Die Antwort, die in den Berichten hierzu gegeben wurde, war stets der Hinweis auf die christliche Ausrichtung. "Wir erziehen unsere Kinder in christlichem Sinne und haben eine viel zu hohe Meinung von dem Wert des echten, wahren Christentum für Leben und Sterben, als dass wir nicht alles daran setzten, christliche Gesinnung in unseren Zöglingen zu wecken, zu pflegen und lebendig zu halten. Dabei wissen wir sehr wohl, dass die Förderung im Christentum nicht in Überfütterung mit Religion zu suchen ist und dass wahres Christentum nicht gleichbedeutend ist mit Weltflucht oder gar mit heuchlerischem Wesen. Ein gesunder Körper, ein gesundes Herz und ein gesundes, frohes Christentum- das ist unser Erziehungsziel! "

Zu diesem Christentum gehörte allerdings auch Zwang, wenn es um die Einhaltung der Hausordnung und die Gewöhnung an die Arbeit sowie um den strikten Gehorsam ging. Eine fast alltägliche Begebenheit war das Entlaufen von Zwangserziehungszöglingen. Zum größten Teil waren das die über 14-jährigen, die das Weite suchten, kriminelle Taten vollbrachten und in der Regel wieder eingefangen wurden. Da das Heim ja verantwortlich und auch dem Justizministerium dafür rechenschaftspflichtig war, meinte man nun, dem Weglaufen mit drakonischen Strafen zu begegnen.

Es wurde eine "Strafordnung für die Rettungsanstalt" aufgestellt und vom Ministerium abgesegnet, in der es Kostschmälerung, körperliche Züchtigung und gelinde sowie strenge Haft als Strafmaßnahmen gab. Es durften "bis zu zehn Schläge auf Rücken oder Gesäß mit Hasel- oder Rohrstock von einem cm Stärke erteilt werden". Allerdings war die Prügelstrafe mit der Hand verboten und durfte auch nicht an über 14-jährigen geübt werden. Bei der strengen Haft, die bis zu drei Tagen verhängt werden konnte, waren Kostschmälerung durch Wasser und Brot und der Entzug der Schlafmatratze inbegriffen. Es war genau geregelt, wer die Strafen verhängen, wer sie im Auftrag des Inspektors vollziehen durfte und wie über alle Strafen Buch zu führen war. Ob diese Strafandrohung allerdings das Weglaufen verhindert oder zumindest eingeschränkt hat, muss bezweifelt



werden. Es war später nach der November-Revolution eine der ersten Taten der Regierung des Freistaates Mecklenburg, die Prügelstrafe landesweit aufzuheben. Es entsteht beim Nachlesen der Berichte für den Betrachter der Eindruck, dass die zwischen Gesetz und Evangelium stehenden Erzieher sich viel stärker für das Gesetz entschieden hatten. Dass sie damit weit von den Wichernschen Gedanken abgewichen sind, mag ihnen nicht in den Sinn gekommen sein, war doch das ganze Zeitalter zwischen 1871 und 1918 von Disziplin, Ordnung und Unterwerfung unter die Staatsmacht geprägt.

3.

In der Reihe der Anstaltsinspektoren folgte auf Friedrich Gillhoff, der von 1890 bis 1900 das Heim leitete, sein Bruder Theodor Gillhoff, der bereits seit 1898 als Lehrer in Gehlsdorf wirkte. Friedrich trat einer Freikirche bei und ging für lange Zeit als Auswanderermissionar nach Bremen. Sein anderer Bruder, Johannes Gillhoff, ist der Verfasser des bekannten Auswanderer-Romans "Jörnjobob Swehn, der Amerikafahrer". Theodor war bis 1910 Inspektor. Er verließ bei Nacht und Nebel die Anstalt und ging nach Amerika. Allem Anschein nach entging er dabei einer Anzeige und Bestrafung wegen eines Vergehens an Abhängigen.

Ob die Beschuldigung zu recht bestand, ist nie geprüft worden. Nach einer mehrmonatigen Vakanz, in der der angestellte Lehrer Engel die Anstalt leitete, wurde zum 1. April 1911 der Diakon aus dem Rauhen Haus Max Schlesiger, bisher Heimleiter in Stralsund, nach Gehlsdorf berufen. Seine Tätigkeit wurde am 7. Oktober 1914 dadurch beendet, dass das Rauhe Haus ihn wieder in Stralsund einsetzte und dafür den Diakon Gustav Schellbach stellte, der zum 7. Oktober 1914 vom Vorstand berufen wurde. Seine Arbeit als Anstaltsleiter endete am 24. August 1921, als er vom Rauhen Haus in das Amt des Erziehungs- Inspektors nach Hamburg gerufen wurde. Während dieser ganzen Zeit wirkte der Lehrer Johannes Engel an der Seite von drei Anstaltsleitern. Er wurde 1906 eingestellt und versah seinen Dienst bis Herbst 1923. Eine lange im Haus wirkende Mitarbeiterin war Fräulein Gertrud Breier, die 1913 die Leitung des Mädchenhauses übernahm und bis 1923 amtierte. Sie löste die Diakonissen vom Stift Bethlehem ab, das nicht mehr in der Lage war, den Gestellungsvertrag zu erfüllen. Frl. Breier kam von der Frauenschule der Inneren Mission in Berlin und sorgte dafür, dass an ihrer Seite stets eine oder zwei Auszubildende dieser Schule ihr 1/2-jähriges Praktikum in Gehlsdorf machten. Auch bei der Erziehung der Knaben waren jetzt wieder Praktikanten der Brüder-Ausbildungen vom Rauhen Haus, dem Stephansstift Hannover oder auch aus Rickling in Schleswig- Holstein eingesetzt. So gab es in dieser Beziehung eine nicht gering zu bewertende Stetigkeit, wenn auch eine Qualifikation als Pädagoge bei keinem Praktikanten vorlag. Ab und an waren auch fertige Diakone in ihrer ersten Einsatzstelle im Haus tätig, bis sie dann nach zwei bis drei Jahren eine selbständige Arbeit anderswo übernahmen.

4.

Viele Jahre war nicht gebaut worden, dabei verlangte die Trennung der Konfirmierten von den kleineren Kindern auch bauliche Veränderungen. An den alten Gebäuden waren größere Schäden entstanden. So mussten 7.500 Mark zur Sanierung des



Unterrichtsgebäudes aufgewendet werden. Das heutige Karstenhaus erhielt damals seine massiven Außenmauern. Im selben Jahr 1892 gelang es dem Mitglied des Vorstandes, Commerzienrat Mann, das neben der Anstalt liegende Grundstück der Büdnerlei 6 zu erwerben, das er der Anstalt zum Geschenk machte. Wichtig hierbei war weniger das zugehörige Büdnerhaus an der Dorfstraße, sondern die Verbreiterung des Anstaltsgeländes in der Nähe des Ursprungshauses, die Platz schuf für einen großen Neubau. Das alte Haus hier und auch das 1849 gebaute Arbeitshaus waren so baufällig, dass eine Sanierung nicht mehr vertretbar war.

So errichtete man 1902/ 03 auf dem Platz des Arbeitshauses das heutige Behnhaus, damals bestimmt zur Aufnahme der konfirmierten Jungen. Neben dem alten Haus, das einmal der ersten Knabenfamilie gedient hatte, wurde von 1912 bis 1913 für etwa 120.000 Mark ein Neubau in Stahlbeton errichtet, das heutige Wichernhaus, in das die Jungen aus den alten Häusern umziehen konnten. Im Seitenanbau bekam der Anstaltsleiter seine Wohnung und das Büro, von dem aus man den Weg zur Dorfstraße einsehen konnte. Der erste Spatenstich erfolgte am 13. März 1912, am 21. August 1913 ist die feierliche Einweihung. Danach rissen die Zöglinge das alte Haus daneben ab.

Das neue Haus hat nun eine Zentralheizung mit Koksbeheizung, eine Duschanlage im Keller, Räume für die Waschküche und die Zentralküche, ja moderne Wannenbäder und Waschräume. Allerdings musste für die Versorgung des neuen Hauses auch eine neue Trinkwasser- Anlage gebaut werden, denn Wasseranschluss aus einem öffentlichen Leitungsnetz gab es noch nicht. Dabei wurden die großen Brunnen in der Gärtnerei mit benutzt. In diesen Jahren erfolgte auch der Anschluss an das Elektrizitäts- Netz. Auch das Mädchenhaus erhielt in den Jahren 1914/ 15 einen Anbau auf der Nordwestseite. Für diesen Anbau sowie die Wasser- und Stromversorgung wurden über 45.000 Mark aufgewendet. Die vom Ministerium festgesetzten Kostgelder und die vom Staat bewilligte Jahreshilfe reichten damals aus, die laufenden Kosten zu bestreiten, ja noch Geld für Bauzwecke aufzusparen. Deshalb konnten dann auch die genannten Vorhaben zum Teil mit Darlehen und Krediten finanziert werden. Dagegen gingen die Spenden so zurück, dass sie kaum noch ins Gewicht fielen.

5.

Nach dem Ausbruch des ersten Weltkrieges 1914 war zunächst wenig vom Krieg zu spüren. Den Berichten zufolge waren auch die Kinder und Jugendlichen in der Rettungsanstalt gute Patrioten und begingen die an der Front errungenen Siege mit Festen und Feierstunden. Aber später kamen die Einschränkungen doch. Im Laufe des Krieges wurden 12 Mitarbeiter eingezogen.

So konnten die fünf Planstellen bei etwa 90 Heimbewohnern nicht besetzt werden, Familien mussten zusammengelegt werden. Beim Wirtschaftspersonal entstanden Lücken. Auch die Wärmeversorgung wurde im Laufe des Krieges schwierig. Ab Winter 1916/ 17 wurde der Schulunterricht in den Tagesräumen des großen Knabenhauses abgehalten, das noch zentral beheizt wurde. Im Winter 1918/ 19 gab es keinen Koks mehr, so dass das große neue Gebäude leer stehen und der ganze Heimbetrieb sich wieder in den alten Häusern abspielen musste, wo die Öfen mit Torf gefeuert wurden. Das heutige Wichernhaus hat durch diese Maßnahme erheblichen Schaden gelitten, da von



da an die Heizung kaputt ging und erst nach Jahren wieder in Betrieb genommen werden konnte.

Auch bei der Verpflegung und Versorgung mit Bekleidung ging es zunächst noch gut. Eine große Hilfe war die Eigenversorgung durch Landwirtschaft und Gärtnerei. So gab es etwas mehr an Fett und Fleisch, als die übrige Bevölkerung auf Marken zur Verfügung hatte. Doch 1917 griffen die Behörden ein, erzwangen die Ablieferung von Kühen und Kartoffeln. So musste die vorsorglich angebaute Gerste dazu dienen, in Form von Graupen und Grütze die Ernährung zu verbessern.

Blieben die Heimkinder in der Regel in dieser Zeit gesund, so kamen doch durch neu aufgenommene Kinder Krankheiten ins Haus, erste Fälle von Tuberkulose, Krätze oder Furunkulose traten auf. Zur Förderung der Gesundheit setzte man vor allem auf Abhärtung, deshalb wurde in den Sommermonaten täglich in der Warnow gebadet, man ging ständig barfuß. Im Winter wurde das wöchentliche Duschen so lange als möglich durchgeführt. Der Bericht von Inspektor Schellbach vom Oktober 1918 schließt mit der Bitte: "Hoffentlich verschont uns der kommende Winter mit größeren Nöten und bringt uns dem erlösenden Frieden näher".

6.

Doch sollte es mit dem Ende des Krieges nicht besser werden. Nun erst trat die größte Krise seit Bestehen der Anstalt ein.

Anzeichen für die Inflation zeigten sich schon früh. So stiegen z. B. die vom Staat festgesetzten Kostgelder vom Vorkriegsstand von 180- 360 Mark pro Kind und Jahr bis 1918 auf 540 Mark, im Jahr 1920 auf 900 Mark und erreichten 1921 dann 1.500 Mark; bis Oktober 1922 kletterten sie auf 20.000 Mark. Dabei blieben die festgesetzten Beträge stets hinter der allgemeinen Entwicklung zurück. Und mit den Kostgeldern waren ohnehin nicht alle Kosten abgedeckt. Die Löhne wurden meist sehr verspätet und in nicht ausreichender Höhe gezahlt.

Das führte zu Verärgerungen bei den Mitarbeitern und Klagen bei der Arbeitsrechts-Schiedsstelle. Der Vorstand der Rettungsanstalt sah kaum eine Möglichkeit, die Einrichtung weiterzuführen. So brachte ein Mitglied am 19. Juni 1922 den Antrag ein, die Anstalt am 1. Oktober 1922 zu schließen und Gelände und Gebäude an den Staat zu verkaufen, der dann zusehen sollte, wie er die Heimbewohner versorgen könnte. Dieser Vorschlag wurde gottlob abgelehnt, dennoch wurde ein Aufnahmestop beschlossen, um sich gesund zu schrumpfen. Gleichzeitig sollte der Vorsitzende, das war damals der Pastor Timm an St. Nikolai, sich bei Staat und Kirche um Darlehen, Beihilfen oder andere Geldquellen bemühen.

Während so das Heim um sein Überleben kämpfte, gab es schon eine Einrichtung, die auf dem Gelände gern Fuß gefasst hätte. Seit Frühjahr 1922 bemühte sich die Universitätsnervenklinik in Gehlsheim, eine neue Abteilung für psychopathische Kinder aufzubauen, der ein Landschulheim angeschlossen werden sollte, das gut und gerne im alten Rettungshaus unterzubringen wäre. Das innere Leben der Anstalt war in jenen Monaten geprägt durch ständigen Personalwechsel. Nach der Rückberufung Schellbachs ins Rauhe Haus 1921 war Lehrer Engel als kommissarischer Leiter eingesetzt. Er mag ein guter Lehrer gewesen sein, doch fehlte ihm als Heimleiter die nötige Durchsetzungskraft und wohl auch das Interesse am Vorankommen der Anstalt. Seine Berichte nennen zwar



alle Schäden und Mängel, allem voran die kaputte Heizungsanlage im großen Knabenhaus, jedoch tat er nichts zu deren Beseitigung. Der Vorstand wollte kein Risiko eingehen. Mit der Begründung, es sei kein Geld vorhanden, blieben diese dringenden Arbeiten monatelang liegen. Wo sich vom Haus aus keiner kümmerte, da kümmerte sich nun der Staat. Er machte die Erteilung von Zuschüssen und Darlehen abhängig von der Aufnahme der Bezirkspflegerin von Rostock, Fräulein Emler, in den Vorstand und von der Abstellung der größten Mängel, die bei einer Staatsbesichtigung vorgefunden wurden. Dazu gehörten vor allem erneut die Reparatur der Heizung, aber auch hygienische Maßnahmen, wie die Aktion: Jedes Kind seine eigne Schüssel, Zahnbürste, Waschlappen. Dazu kamen Maßnahmen zur besseren Betreuung der Bettnässer, vor allem Unterbringung in ausreichend geheizten Räumen. Als die Staatskommission zu einem zweiten Besuch erschien, waren die Mängel noch nicht abgestellt.

So ist die Lage der Rettungsanstalt an der Wende 1922/ 23, also noch vor der galoppierenden Inflation, so zusammenzufassen: Finanziell gibt es keine Grundlage mehr zur Deckung der Kosten. Die bisherige Finanzierung durch Kostgelder und Landeshilfe greift einfach nicht mehr.

Wirtschaftlich liegt die Anstalt vor allem durch Unfähigkeit von Leiter und Vorstand darnieder. Personell ist die Leiterstelle nicht neu besetzt. Es fehlt eine Mitarbeiterbesetzung, die bereit ist mitzuhelfen, um die Karre wieder aus dem Dreck zu ziehen.

Juristisch hat es sich erwiesen, dass die enge Anlehnung an den Staat nicht das gebracht hat, was man sich erhofft hatte. So wurde die bei anderen Heimen gewährte Übernahme von 75% der Lohnkosten aus dem Staatshaushalt für die Rettungsanstalt nicht eingeführt. Die seit Gründung der Weimarer Republik veränderten Verhältnisse zwischen Staat und Kirche verlangten das Ende der engen Verbindung zum Staat auch für die Rettungsanstalt. Aber für diesen Schritt waren die Männer des Vorstandes mit ihrer Resignation und Ratlosigkeit nicht mehr zu gewinnen. Auch in der Öffentlichkeit war der Verfall der Anstalt offenkundig geworden, den auch der Jahresbericht des Oberkirchenrates vom Mai 1925 ausdrücklich so benannte.

7.

Wie soll es aber nun weitergehen? Gottlob gab es einen Weg, der zur Rettung der Anstalt führen sollte. Er gab der Arbeit wieder eine positive Richtung und stellte neue Leute an die Spitze des Vorstandes.

Seit 1918 war die Mecklenburgische Landeskirche aus ihren Bindungen zum Staat befreit worden. Die gewonnene Unabhängigkeit führte zu vielfältigen Aktivitäten innerhalb der Gemeinden und in der Landeskirche. Die Innere Mission konnte nun vom Staat unbeeinflusst die Schwerpunkte ihrer Arbeit bestimmen. Der seit 1906 im Amt des Landespastors für Innere Mission wirkende Pastor Studemund in Schwerin bekam nun ein weites Betätigungsfeld, auf dem der schon erwähnte "Landesverein für Innere Mission" arbeiten konnte, dem sich der größte Teil der Arbeitsfelder an den Orten in Mecklenburg angeschlossen hatte.

Für die Anstaltsarbeit bedeutete das, innerhalb der "freien Wohlfahrtspflege" dem Staat bei der Bewältigung seiner sozialen Verpflichtungen zu helfen. Die dafür zu zahlenden



Mittel waren als Bezahlung für notwendige Dienstleistungen anzusehen, nicht als Almosen oder gewährte Zuschüsse.

Nach dem Tode des Vorstandsvorsitzenden Pastor Timm im November 1922 wandte sich der Vorstand um Hilfe an den Landesverein. So kam es am 3. Februar 1923 zu einem Treffen zwischen Studemund, dem Rostocker Pastor für Innere Mission Kentmann und dem Rostocker Kaufmann Klüßendorff als den Vertretern des Landesvereins mit drei Mitgliedern des Rostocker Vorstandes. Im Protokoll darüber heißt es: Der Vorstand des Mecklenburgischen Landesvereins für Innere Mission ist bereit, dem Rettungshaus Gehlsdorf aus seiner finanziellen Schwierigkeit zu helfen. Er ist bereit, auch sonst durch seine vielfachen Beziehungen dem Rettungshause behilflich zu sein, etwa bei der Beschaffung von Personal". Bedingung dafür war, dass drei Vertreter des Landesvereins in den Vorstand kooptiert würden bei gleichzeitigem Ausscheiden der betagten Mitglieder. Auch sollte sich der Vorstand verpflichten, keine Entscheidungen von Wichtigkeit zu treffen, ohne vorheriges Einverständnis durch den Landesverein.

Nach Zustimmung beider Gremien konnten noch im Februar die oben genannten Mitglieder des Landesvereins in den Vorstand einziehen, der Pastor Kentmann zum Vorsitzenden und Klüßendorff zum Kassensführer wählte. So standen neue Männer zur Verfügung, wenn auch die Probleme zunächst die alten blieben. Aber mit den Männern des Landesvereins kamen neue Tatkraft, Schwung und Ausdauer für die zu bewältigenden Aufgaben. Damals konnte man nur von einem Tag zum anderen planen, musste jede sich bietende Gelegenheit nutzen, um zu Geld, zu guten Arbeitskräften oder zu preiswerten Lieferungen und Handwerksleistungen zu kommen. Und wohl das wichtigste dabei war, dass man es den Briefen, Aufzeichnungen und Berichten wieder abspürt, dass da Männer ans Werk gingen, die mit frommem Gottvertrauen und mit stetem Gebet ihre Arbeit verrichteten.

8.

So stellten sich zur Lösung die Probleme von Besoldung und Personal, die Besetzung der Leiterstelle und die Beseitigung der Wirtschaftsprobleme.

Wie schwer es war, finanziell Schritt zu halten, zeigt schon die Lohnentwicklung. So erhielt die Leiterin des Mädchenhauses im Februar 1923 noch 14.000 Mark Monatslohn, während im September der Monatslohn 11,8 Millionen betrug! Hier konnte wirklich nur von der Hand in den Mund gelebt werden. Den Mitarbeitern gegenüber vertrat man nun die Meinung, wer nicht mit der Anstalt fühlt, zur Leitung Vertrauen hat und bereit ist, um der Arbeit willen sich auch einzuschränken, der mag weggehen!

So verließen fast alle Mitarbeiter im Laufe des Jahres die Anstalt. Auch Lehrer Engel kündigte im April zum 1. Oktober, als er merkte, dass eine Berufung zum Leiter für ihn nicht mehr zu erwarten war. Sogleich ging Kentmann auf die Suche nach einem neuen Leiter. Hier sollte sich allerdings herausstellen, dass die Berufung eines Hauselternpaares ein Fehler war. Das dazu ausgesuchte Diakonenehepaar Höne, gesandt vom Stephansstift Hannover, sollte weniger Befugnisse als die früheren Inspektoren haben. Als sich da die vorgezeichneten Kompetenzprobleme entwickelten, weil häufig ganz kurzfristig entschieden werden musste, berief der Vorstand eine neue Leiterin ins Mädchenhaus, die von vornherein als Gegenkraft auftrat, den Hauseltern das Leben schwer machte und leider auch den besseren Zugang zu Pastor Kentmann hatte. So zog



das Brüderhaus seinen Bruder im Juni 1924 wieder ab, nachdem es noch einen eklatanten Bruch gegeben hatte. Studemund wies in einem Brief an Kentmann auf den fehlenden seelsorgerlichen Einfluss hin, der allein eine gute Entwicklung verhindert hätte. Nach der Feststellung, dass auch Kentmann wegen seiner anderen Aufgaben in Rostock mit der Leitung in Gehlsdorf überfordert sei, riet er zu einer "kraftvollen Persönlichkeit" als neuem Hausvater.

Die Überwindung der wirtschaftlichen Schwierigkeiten ging nicht von heute auf morgen. Die bei den Besichtigungen aufgezeigten Mängel konnten so weit behoben werden, dass zum Jahreswechsel 1923/ 24 berichtet werden konnte, dass die "Hygienischen Mindestanforderungen für Kinderheime" nun in allen Punkten eingehalten würden und dass seit Dezember 1923 die Heizung im neuen Knabenhaus wieder in Betrieb sind. Auch gelang es, die lange Zeit ungenutzt liegende Landwirtschaft wieder in Schwung zu bringen. Für die eingegangenen Pferde wurden endlich neue gekauft, das zurückgegebene Pachtland erneut gepachtet, es war wieder Geld für Saatgut und Dünger vorhanden. Hier kümmerte sich seit 1924 der in den Vorstand berufene Gutsbesitzer v. Gadow auf Groß- Potrems in hervorragender Weise.

Zuletzt noch ein Wort zur Durchhilfe in schwerer Zeit der Inflation. Auf Betreiben von Pastor Studemund kamen Hilfsaktionen für das Rettungshaus zustande, so für Bekleidung, für Geld aber auch für Lebensmittel und Saatgut. Die Kleiderspenden wurden zum Teil von der Frau des letzten Großherzogs organisiert, die mit ihrem Mann seit der Abdankung in Ludwigslust lebte. Der Oberkirchenrat bewilligte eine Sonntagskollekte im Jahr für das Rettungshaus. Andere Quellen, so die Unterstützung von Kriegshinterbliebenen oder die Ausnutzung aller Fahrpreisermäßigungen bei Bahnfahrten, wurden angezapft. Nach langem Warten kam es auch zur Gewährung von Staatszuschüssen, die aber - wie bei den meisten Geldern- bei der Zahlung bereits abgewertet waren, verglichen mit dem inzwischen erreichten Preisstand.

Nach vielen Mühen konnte erreicht werden, dass einige Kinder an der in Gehlsdorf organisierten Kinderspeisung teilnehmen konnten. Die größte und durchgreifende Hilfe aber kam aus der Ökumene, auch wenn das Wort damals noch nicht geläufig war. Gemeinden in den USA sammelten Dollars für das Rettungshaus, der Prinz der Niederlande half mit Gulden, von anderer Seite kamen ein paar englische Pfunde. Umbewertet ergaben das damals Millionenbeträge, die für Gehälter oder andere Heimkosten eingesetzt werden konnten. So kann abschließend gesagt werden, dass die Rettung der Anstalt durch den Wagemut und die Glaubenszuversicht der beiden Pastoren Studemund und Kentmann wie des Kassierers Klüßendorff erreicht worden ist und materiell ohne die ökumenische Hilfe nicht möglich gewesen wäre.

9.

Stand schon die Erhaltung und Bewahrung der Einrichtung in der Inflationszeit unter dem Schutz und der Bewahrung durch die gnädige Hand Gottes, so sollte wohl auch die Suche nach dem rechten Anstaltsleiter nach seiner Wahl erfolgen. Zunächst war die Stelle ausgeschrieben worden. Mehrere Bewerber standen zur Wahl, bis man sich im Vorstand einig wurde, wie in der Anfangszeit einen Volltheologen berufen zu wollen. So engte sich der Bewerberkreis ein. Vorgeschlagen war auch der Pastor Heinrich Karsten aus Kirch-Grambow. Als der Jugendpastor Meyer, ein Freund Karstens, ihn darüber befragte, kam



Karstens Ablehnung postwendend: Dafür muss ein Jüngerer gefunden werden, der sich dafür qualifizieren lässt, denn "nur mit Unverfrorenheit lässt sich diese Sache nicht anfassen". So ging man erst auf andere Bewerber zu. Als dann aber Studemund diese persönlich kennenlernte, kam er zu dem Urteil: "Da ist mir Karsten viel lieber!" So wurde er dann am 23. August 1924 gewählt. Der Oberkirchenrat hatte zur gleichen Zeit den Weg für eine Anstellung frei gemacht, indem er festlegte, dass Karsten jederzeit in ein Pfarramt zurückwechseln könnte und ihm für die Zeit seiner Tätigkeit im Rettungshaus auch die Pensionsansprüche erhalten blieben. So konnte Karsten zum 1. Dezember 1924 als "Inspektor" in die Rettungsanstalt berufen werden, obwohl er von vorn herein erklärte, dass ihm der Titel nicht passte. Er wollte viel lieber der "Pastor" des Heims werden.

D: Evangelisches Erziehungsheim Gehlsdorf

1.

Nach der in großem Stil gefeierten Einführung von Pastor Karsten am 1. Dezember 1924 in sein Amt begann der Vorstand sofort mit den von Karsten vorgegebenen Aufgaben, der Einrichtung einer Jugendpflegerschule und der Suche nach einem neuen Namen für die Anstalt. Dem Vorstand gehörten nun neben den drei Vertretern der Inneren Mission auch je ein Vertreter des Oberkirchenrates und der Landessynode an. Von staatlicher Seite war der kirchlich engagierte Kreisarzt Dr. Dugge hinzugekommen. Zur Namensgebung hatte Karsten schon vor seinem Amtsantritt Vorschläge unterbreitet. Er wollte keine "Anstalt" leiten. Doch war man im Vorstand verschiedener Meinung.

Als man am 2. Dezember 1924 darüber abstimmte, wurde der neue Name "Evangelisches Erziehungsheim Gehlsdorf" mit knapper Mehrheit angenommen und eingeführt. Diese knappe Entscheidung wies schon darauf hin, dass in der Namensfrage das letzte Wort noch nicht gesprochen war. Und so kam es auch, dass im Jahr 1930 die Namensfrage erneut aufkam. Diesmal war man sich einig, einen neutralen Namen zu wählen, wie es schon vielerorts gängig war, so beim Lindenhof in Neinstedt oder dem Waldhof in Templin. Vom ursprünglichen Ortsnamen Michelsdorf her - abgeschliffen zu Chelsdorf und dann zu Gehlsdorf - kam man dabei auf den Michelshof, bis schließlich mit der Verbindung zum Erzengel Michael der endgültige Name MICHAELSHOF gefunden war und allseits Zustimmung fand. In einem Artikel über die Namensgebung nannte Pastor Karsten auch die zwei Bibelstellen als künftige Leitworte für das Erziehungsheim, die die schon bekannten Worte für das Rettungshaus: Johannes 6, 39 und Psalm 23 ergänzen sollten: Matthäus 18, 10 und Hebräer 1, 14.

Schon die Namensänderung in Evangelisches Erziehungsheim verlangte, dass nun auch die Satzung von 1899 bzw. deren Neufassung von 1911 der neuen Sachlage angepasst wurde. So wurde die Stiftung als Rechtsform beibehalten, die Bestimmungen aber der neuen Zeit angepasst. Dem Vorstand, der nun aus "mindestens sieben Mitgliedern" bestehen sollte, gehörte nun auch der Direktor als Vollmitglied an. Neu aber war, dass sechs Mitglieder nicht mehr als Person zu wählen waren, sondern als Vertreter anderer Gremien in den Vorstand entsandt wurden.

So stand fortan dem Landesverein für Innere Mission, der Landessynode und dem Oberkirchenrat das Recht zu, je einen Vertreter in den Vorstand zu entsenden. Ebenso sollte das Ministerium, Abteilung für Sozialpolitik drei Vertreter entsenden, die



evangelischen Glaubens seien. Darunter sollte ein Amts- oder Kreisarzt sowie ein Vormundschafts- oder Jugendrichter sein. Mit der alten Regelung, dass sich der Vorstand selbst ergänzt, war es nun vorbei. Nun waren sechs Vertreter Abgesandte anderer Institutionen, deren Auswahl anderen Stellen überlassen blieb. Diese Regelung sollte sich nach 1933 zum großen Nachteil für den Michaelshof auswirken. Als nach 1945 sich der Vorstand wieder konstituierte, tat er es auf der Grundlage der Satzung, wie sie 1926 beschlossen und staatlich genehmigt war, doch ließ man dann keine Staatsvertreter mehr zu.

2 .

Bereits bei der Amtseinführung von Pastor Karsten wurde viel von einem neuen Geist gesprochen, der nun in Gehlsdorf einziehen würde. Wie sah dieser Geist aus? Waren es doch nach wie vor schwer erziehbare Kinder und Jugendliche, die im Haus mit dem neuen Namen Erziehungsheim aufgenommen wurden. Nun, Karsten knüpfte wieder dort an, wo einst Wichern sein Werk an den Kindern begonnen hatte. Nicht mit Strafe, Zwang und Disziplinierung sollte erzogen werden, sondern vor allem mit Liebe zu den Kindern. Das setzte aber voraus, dass auch Mitarbeiter zur Verfügung standen, die diese Bereitschaft mitbrachten. Über Karstens Erziehungsziele heißt es in einem Bericht vom Mai 1925: "Er betont in seiner Arbeit den bewussten Zusammenhang mit den geschichtlichen Anfängen vor 80 Jahren.

Das Ziel der Erziehung ist heute dasselbe wie damals, die Methode hat sich in manchen Dingen gewandelt. Wir stehen in einer Zeit des Übergangs. Die wichtigste Frage, die der Mitarbeiter, ist nicht mehr in alter Weise zu lösen. Die Jugendbewegung mit dem erwachten sozialen und christlichen Verantwortungsbewusstsein und dem drängenden Dienstwillen zeigt da neue Möglichkeiten. Gehlsdorf soll der Versuch mit solcher Möglichkeit sein, und das neue Jugendpflegerseminar die Veranstaltung zur theoretischen Ausbildung der Mitarbeiter. An der fortschreitenden glücklichen Lösung dieser Frage wird in der nächsten Zukunft das Gedeihen des Erziehungsheims hängen." So gehörte zum Neuen zuerst die neue Mannschaft an Mitarbeitern, die in der neuen Ausbildungsstätte vorgebildet wurden. Von ihr wird anschließend ausführlich zu reden sein. Als zweite Neuerung kam die Einführung der Koedukation. So wurden die getrennten Klassen von Jungen und Mädchen zusammengefasst.

Auch verlegte man die Mädchenfamilie mit ins neue Knabenhaus. So waren seit 1927 alle Heimkinder im Neubau von 1913 wohnungsmäßig zusammengefasst. Das war eine wesentliche Vereinfachung für den Heimablauf. Ein älterer Pädagoge, der früher die Verhältnisse im Rettungshaus erlebt hatte, war des Lobes voll über die "offensichtliche Harmlosigkeit und Selbstverständlichkeit im Verkehr der Kinder untereinander", wie man es sich früher kaum hätte vorstellen können. Die dritte Neuerung war, dass neben der Schule den Kindern ein vielfältiges Programm an Freizeit- Beschäftigungen wie Spiel, Sport, Volkstanz, Volkslied, Basteln und auch Beschäftigung im neu angelegten Schulgarten angeboten wurde.

Es fiel die Kinderarbeit weg, wie sie früher die Nachmittage bestimmt hatte. Nur die konfirmierten Lehrlinge wurden in Landwirtschaft und Gärtnerei eingesetzt. Nun war auch der Aufenthalt der Kinder nicht mehr auf das Anstaltsgelände beschränkt. Oft ging es bei Spaziergängen zum Tor hinaus. Nachdem eine Jolle, passend für 20 Kinder, angeschafft



war, war auch das Rudern und Segeln auf der Warnow ein Vergnügen besonderer Art. In den Schulferien gingen die Familien genauso auf Fahrt, wie es bei der bündischen Jugend damals üblich war. So durchwanderten die Heimkinder manche schöne Gegend von Mecklenburg und Schleswig- Holstein, machten Rast und übernachteten in Jugendherbergen. Auf den Fahrten, die sie mit ihrem Familien- Erzieher erlebten, machten sie die Erfahrung, dass sie zusammen gehörten und dass jeder seinen Teil zum Gelingen der Fahrt beitragen musste.

Das führte zu mehr Disziplin und Zugehörigkeitsgefühl als alle Zuchtmittel früherer Zeiten. Karsten verstand es auch, neben den kirchlichen auch heimeigene Feste neu zu feiern. So wurden mehrfach die Jahrestage der Heimgründung begangen. Es gab das prachtvoll gestaltete Erntedankfest, ein Jahresfest und ein Kinderfest in jedem Jahr. Besonders das Jahresfest diente dazu, viele Menschen ins Heim einzuladen. Sie kamen aus der Gehlsdorfer Gemeinde, aus Rostock und anderen Kirchengemeinden. Regelmäßige Besuche vervollständigten den Kontakt zwischen Heim und Gemeinden. Es gab Besuche des Landesbischofs D. Behm und später von Bischof Rendtorff, im April 1929 war der Ministerpräsident Paul Schröder (SPD) zu Gast, an besonderen Jahrestagen der Inneren Mission fanden sich Vertreter der Theologischen Fakultät ein, allen voran ihr Dekan Prof. D. Althaus.

Regelmäßig brachten die Professoren auch ihre Studenten mit, um ihnen die Arbeit der Inneren Mission am praktischen Beispiel zu zeigen. Alle diese Begegnungen zwischen Heim und Öffentlichkeit sollten auch dazu dienen, das alte Vorurteil gegen die "Anstalt" in Gehlsdorf abzubauen. Es sollte dokumentiert werden, dass sich hier eine sehr moderne Einrichtung befand, die auf dem Wege war, beispielgebend für andere Heime zu werden. Den Drang zum Modernen konnte man auch daran erkennen, dass bereits 1930 im Heim eine Rundfunk- Übertragungsanlage installiert war, die auch beim Schulunterricht mit Schulfunksendungen genutzt wurde. Selbstverständlich wurden auch von Karsten ab 1926 die lange Jahre nicht mehr durchgeführten täglichen Andachten für die ganze Hausgemeinde von Kindern, Jugendlichen und Mitarbeitern wieder abgehalten. Sie sind bis zur Ablösung Karstens 1940 beibehalten worden.

3.

Als der Vorstand beschloss, dass mit dem Tage der Amtsübernahme von Karsten auch die neue Schule mit ihrer Arbeit beginnen sollte, hatte man noch die Vorstellung, dass es sich um eine vom damaligen Jugendpastor Meyer zu verantwortende Ausbildung für künftige Jugendsekretäre handeln würde. Bald aber wurde klar, dass man eine Ausbildung brauchte, die der Tatsache Rechnung trug, dass überall im Land Wohlfahrtspfleger gebraucht wurden, um die neu entstandene Arbeit tun zu können, die vor allem durch das neugeschaffene Jugendwohlfahrtsgesetz erforderlich wurde. So ging die Leitung der Jugendpflegerschule bald in die Hände von Karsten über, der die Umformung zur Evangelischen Wohlfahrtsschule vornahm.

So wurde nun zum neuen sozialen Beruf des Jugend- und Wohlfahrtspflegers ausgebildet. Während des Winters hatten die Seminaristen Unterrichtswochen, während des Sommers leisteten sie ein Praktikum ab, wobei eine Anzahl der Auszubildenden im Michaelshof selbst eingesetzt wurde. Auch blieb die zur Besetzung der Planstellen nötige Anzahl nach dem Examen im Michaelshof und fand hier Anstellung. Da es in



Mecklenburg keine soziale Frauenschule gab, wurden seit 1927 auch Frauen zur Ausbildung zugelassen. Nach der Ausbildung, die insgesamt zwei Jahre dauerte, legten die Seminaristen zwei Examina ab. Das erste war für alle vorgesehen und wurde von einem staatlichen Prüfungskommissar abgenommen. Es berechnete dann zur Anstellung als Wohlfahrtspfleger im staatlichen Bereich. Um im kirchlichen Bereich eingesetzt werden zu können, legte der größere Teil der Examinanden auch die zweite Prüfung vor einem Vertreter des Oberkirchenrates ab.

Karsten konnte in sehr kurzer Zeit den Ausbildungsablauf technisch vorbereiten. Dabei übernahm er wesentliche Grundsätze der bereits existierenden Sozialen Frauenschulen, z. B. die Art und Anzahl der zu lehrenden Fächer, den Wechsel zwischen Theorie und Praxis während der Ausbildung, die Lehrformen von Vorlesung und seminaristischen Übungen. Insbesondere war anzuerkennen, dass zahlreiche Dozenten gewonnen werden konnten, die meist für niedrigere Honorarsätze unterrichteten, als sie sonst üblich waren. Neben Rostocker Pastoren, Juristen und Ärzten gab es Lehrer aus Hamburg und Lübeck. Es war eine gute Auswahl und von hohem Niveau, die da regelmäßig Zeit und Wissen der Schule zur Verfügung stellten. Deshalb waren auch die geforderten Voraussetzungen zur Aufnahme in die Ausbildung nicht gering. Auch wenn grundsätzlich die Volksschulbildung zusammen mit einem Berufsabschluss genügte, war doch dazu das Bestehen der schulwissenschaftlichen Vorprüfung nötig, so wie es für die Lehrerausbildung gefordert wurde. Außer als Abiturient wurde man auch mit der sogenannten mittleren Reife angenommen, vorausgesetzt, man hatte eine einschlägige Berufsausbildung abgeschlossen. So waren die meisten weiblichen Bewerber schon Krankenschwester, Kindergärtnerin oder Hortnerin, bei den Männern waren es Lehrer oder Leute mit Büro- oder Kaufmannsausbildung.

Die etwa 20 Wochenstunden wurden zum größeren Teil in Rostock erteilt, wo das Seminar in Räumen der Universität zu Gast war, um den Dozenten die Überfahrt nach Gehlsdorf zu ersparen. Auswärtige Lehrkräfte aber kamen ins Haus, gaben Blockunterricht und standen den Seminaristen auch am Abend noch zur Verfügung. In den ersten fünf Jahren, also von 1924 bis 1929 traten insgesamt 64 Männer und 21 Frauen in die Wohlfahrtsschule ein, davon bestanden 42 Männer und 7 Frauen das staatliche Examen, davon wiederum 27 Männer und 2 Frauen auch das kirchliche. Eingesetzt waren diese Absolventen etwa zu gleichen Teilen im staatlichen oder kirchlichen Bereich.

Die Ausbildung kostete damals 400 Mark für ein Unterrichtshalbjahr, womit vor allem die Unterbringung und Verpflegung im Michaelshof bezahlt wurde. Dank regelmäßiger Zuschüsse des Staates konnten nicht nur die Honorare für die Lehrkräfte gezahlt werden, sondern mancher Schüler konnte wegen Mittellosigkeit ein Stipendium erhalten, was man ja damals mitten in der Zeit der anwachsenden großen Arbeitslosigkeit. Diese Mittel kamen direkt vom Reichsministerium des Innern in Berlin. Während der Praktika waren Unterkunft und Verpflegung von den Einrichtungen zu tragen, wo der Praktikumseinsatz stattfand. Es war aber unterschiedlich, ob dazu noch ein Taschengeld gewährt wurde oder nicht.

So war in wenigen Jahren eine blühende Arbeit gewachsen, die sich mit den anderen in Deutschland gegründeten Wohlfahrtsschulen durchaus messen konnte. So erfolgte auch bald, am 27. Januar 1928 die staatliche Anerkennung von Ausbildung und Examen durch die Mecklenburgische Landesregierung. In gegenseitigen Verhandlungen von Schule zu



Schule und Land zu Land wurde 1932 erreicht, dass die Examina der Schulen gegenseitig anerkannt wurden und eine Anstellung auch möglich wurde, wenn eine Schule eines anderen Reichslandes absolviert worden war.

4 .

Unter Karstens tatkräftiger Leitung wurden nun auch die lange anstehenden Reparaturarbeiten an den Gebäuden durchgeführt. Dabei ging es nicht nur um die früher eingeforderten "hygienischen Mindestforderungen", sondern um durchgreifende Neugestaltungen. Die Räume sollten hell und farbenfroh gestaltet sein, die Sanitäreanlagen dem neusten Stand entsprechen. Die nötigen Anlagen für Wasserversorgung und Strom, für Küche und Waschküche sollten auf den neusten Stand der Technik gebracht werden. Hier half die junge Mannschaft der Seminaristen in ihrer Freizeit entscheidend mit. Der Innenanstrich der Schlaf- und Tagesräume - mit bunten Farben und nach dem Geschmack der Erzieher ausgesucht - wurde nur von freiwilligen Helfern durchgeführt, ebenso das Aufstellen und Anschließen neuer Maschinen besorgten Seminaristen mit einschlägiger Berufsausbildung. In der Landwirtschaft tauschte man die alten Pachtflächen bei Toitenwinkel gegen geeignetere in der Nähe von Gehlsheim ein mit dem Erfolg, dass Karsten 1931 hoffen konnte, "schon im nächsten Jahr dem Ziel unserer Wirtschaft näher zu kommen, aus ihr den gesamten Eigenbedarf zu decken".

Nach dem Abschluss der Instandhaltungsmaßnahmen in allen Häusern konnte Karsten 1930 schreiben: "Wir haben uns jetzt eine Heimstätte geschaffen, in der die Arbeit nicht mehr gehemmt wird durch manche quälende Unzulänglichkeiten, die ihr bisher oft den Stempel des Verfalls aufdrücken konnten". Natürlich waren dazu große Geldsummen erforderlich, an denen sich Staat, Landeskirche und auch wieder Einzelspender beteiligten. Es war gut, dass diese baulichen Aktionen bis 1930 abgeschlossen werden konnte, denn danach waren Land und Gemeinden kaum noch in der Lage, ihren laufenden Verpflichtungen nachzukommen.

Der Tagessatz stieg von 1924 mit 1,50 M auf nun 2,50 M pro Tag und Kind im Jahr 1929, doch waren die Kommunen häufig nicht in der Lage, pünktlich zu zahlen. Für einige Heimkinder ging überhaupt kein Geld ein. Da aber entschied sich Karsten - ganz Wichern folgend - für das Kind, dessen Heimaufenthalt nicht durch fehlende Geldzahlungen in Frage gestellt werden durfte. In solchen Fällen vertraute Karsten wieder auf die Mitverantwortung und Fürsorge der Kirchengemeinden. Er meinte, dass der Michaelshof künftig wieder verstärkt an sie werde appellieren müssen. Wichtig war in dieser Zeit, dass die Landeskirche getreulich ihren finanziellen Beitrag für den Michaelshof geleistet hat, auch wenn die Zeiten immer bedrohlicher wurden.

5.

Die Zahl der Heimbewohner blieb in diesen Jahren mit 50 - 70 etwa konstant, davon etwa 1/3 Mädchen. Dass es unter Karsten keine Steigerung der Zahlen gab, lag auch daran, dass nach 1918 an mehreren Stellen neue staatliche Heime entstanden waren, die sich nun für ihre Region zuständig fühlten. Deshalb versuchte sich der Michaelshof in einer ganz neuen Aufgabe, allerdings mit wenig Erfolg. Damals, nach dem ersten Weltkrieg, wurden die Erkenntnisse der modernen Psychologie und Psychopathologie auch in die



Erziehungsarbeit an Kindern eingebracht. So wurden hier und da in den Heimen für Schwererziehbare "Psychopathen-Abteilungen" eingerichtet. Auch der Michaelshof erklärte sich bereit, eine solche Abteilung aufzubauen. Dazu war eine Einweisung des Kindes durch einen Arzt nötig, der vorher seine Untersuchungen anzustellen hatte und darüber ein Gutachten anfertigte. So wurde endlich der Arzt der entscheidende Mann, der darüber zu befinden hatte, ob ein Kind in ein Heim gehörte. Zunächst liefen diese Abteilungen neben dem üblichen Heimbetrieb mit Schwererziehbaren einher.

Doch wurden in Gehlsdorf so wenige Psychopathen- Kinder angemeldet, dass eine volle Familie nicht zustande kam. Karsten bot die freien Plätze sogar in Berliner Nervenkliniken an, doch ohne Erfolg. So wurden diese Kinder unter die anderen Heimkinder gemischt, war doch ihr Krankheitsbild der Eigenart der übrigen Kinder nicht unähnlich. Ja, damals begann man die ganze Abartigkeit der Schwererziehbaren nicht vom Herkommen und dem elterlichen Milieu her zu erklären, sondern von Schädigungen im seelischen Bereich. Das Kind war demzufolge nicht "verwahrlost", unerzogen oder gar kriminell, sondern "krank". Und um dieser Krankheit zu begegnen, war eine "Heilung" einzuleiten. Man brauchte dafür nicht nur Erzieher, sondern den "Heilerzieher", den Heilpädagogen.

Diese neue Sicht der Fürsorge- Erziehung wurde damals gerade in den Wohlfahrtsschulen und Heimen ständig diskutiert. Und auch in den oberen Verbänden der Wohlfahrtspflege wurde darüber auf Tagungen und Kongressen gesprochen. Allen voran war es der Evangelische Reichs- Erziehungs- Verband, der hier großes an Aufklärung und bei der Weitergabe der gewonnenen neuen Erkenntnisse geleistet hat. Pastor Karsten nahm an allen wichtigen Tagungen teil und sorgte dafür, dass deren Ergebnisse bald in der Praxis ihre Berücksichtigung fanden.

Er und sein Dozententeam sorgten auch dafür, dass ein enger Kontakt zu Wissenschaft und Forschung im medizinischen und pädagogischen Bereich bestand. Man war in ständigem Austausch mit den anderen Wohlfahrtsschulen, es gab oft Besuch von Dozenten und Studenten anderer Ausbildungsstätten, man tauschte gegenseitig Praktikanten und Studenten aus. So verbreiteten sich Ruf und Ansehen von Heim und Schule bald in ganz Deutschland.

6.

Als dann 1931/32 die Arbeitslosigkeit überhand nahm, meinte Karsten, auch dagegen etwas Handfestes tun zu müssen. Zunächst behielt er so lange wie möglich seine Mitarbeiter, auch wenn die Zahl der Heimkinder wieder rückläufig war. Dann interessierte er sich für den Gedanken des freiwilligen Arbeitsdienstes, der an vielen Orten des Reiches entstand und mehrere Befürworter auch in den Ministerien hatte. Auch waren einige Absolventen der Wohlfahrtsschule bereits als FAD- Führer tätig. Um ein Arbeitsdienstlager aufziehen zu können, bedurfte es einen "Träger des Dienstes" und einen "Träger der Arbeit" zu finden. Träger des Dienstes - das war die Stelle, die Unterkunft gab und für die Verpflegung sorgen konnte. Träger der Arbeit - das war der Auftraggeber für die "gemeinnützige" oder "zusätzliche" Arbeit, die mit den Männern des Arbeitsdienstes geleistet werden sollte. Der Michaelshof konnte gern Träger des Dienstes sein, Räume waren vorhanden, die Verpflegung sichergestellt. Doch gab es in Gehlsdorf keine Arbeiten, die hätten durchgeführt werden können, denn die Gemeinde hatte dazu kein Geld. So entschloss sich Karsten kurzerhand, auch für Arbeit zu sorgen,



indem er die Leute zur Verbesserung der Infrastruktur des Heimes arbeiten ließ. Nachdem hierzu die Genehmigung gegeben war, fand ab 1. August 1932 das erste Lager des freiwilligen Arbeitsdienstes auf dem Michaelshof statt. 15 Männer arbeiteten bei der Einebnung des Sportplatzes, brachten auf den "Jungsweg" eine Schlackeschicht auf. Die Schlacke lieferte das Elektrizitätswerk in Rostock-Bramow. Sie wurde per Kahn über die Warnow transportiert.

Da das Lager gut lief, wurde es bis Ende Februar 1933 verlängert. Nun war man auch dabei, die Pachtflächen mit einer neuen Drainage zu versehen. Ab November 1932 lief auch ein Lager für 10 Arbeitsmädchen im Michaelshof. Deren Tätigkeit bestand in Arbeiten in Küche und Nähstube des Michaelshofes sowie bei der Durchführung der "Winterhilfe" für Notleidende in Gehlsdorf. Aber ab März 1933 gab es keine geeignete Arbeit mehr für die Männer. Das Frauenlager aber sollte mit 26 Mädchen weitergeführt werden.

Doch dazu kam es nicht mehr, die Zeichen standen plötzlich schlecht für alle, die nicht mit den am 30. Januar 1933 zur Macht gekommenen neuen Kräften zusammenarbeiten wollten. Diese neue Zeit fiel wie ein eisiger Wind in den aufblühenden Frühling im Michaelshof. Das Erziehungsheim Michaelshof äußerlich und innerlich gesund, voll von neuen Ideen und Erkenntnissen, ausgestattet mit einer guten Mannschaft von Mitarbeitern, die ihr Christentum lebten und den Heimkindern und Jugendlichen weitergeben wollten, das alles wurde in den nun folgenden Jahren zunichte gemacht, weil der Pastor und auch einige Männer des Vorstands den neuen Machthabern nicht zu willigen waren, bis dann der Machtapparat des NS-Staates vollends die Oberhand bekam.

Karsten schrieb am 10. April 1933 in seinem Halbjahresbericht abschließend von der neuen Zeit - wohl dem Nationalsozialismus, der neuen Weise - wohl der modernen Pädagogik, dem neuen Namen - wohl dem Michaelshof, dann aber von der alten Stätte - dem 88 Jahre bestehenden Heimplatz, dem alten Werk - der inneren Mission und schließlich dem alten Geist - verkörpert in Glaube und Liebe im Namen des Herrn. Wörtlich heißt es: "Dass sie auch im 88. Jahr der Arbeit in neuer Zeit und neuer Weise und unter neuem Namen an der alten Stätte dem alten Werk in altem Geiste zu dienen berufen waren, darf Vorstand und Helferschaft des Michaelshofes mit dankbarer Freude erfüllen!"

Der Michaelshof von 1933 bis 1950

1.

Mit der Machtergreifung des Nationalsozialismus im Jahre 1933 sollte sich auch das Leben und die Arbeit im Michaelshof grundlegend verändern. Das geschah schon bald durch die neue Auffassung über Erziehung und Bildung - und damit auch in der Fürsorgeerziehung - durch die Nazis, die dem Bild evangelischer Erziehung zuwiderlief. Verbunden damit war die erwartete Ergänzung der Heimerziehung durch die Mitgliedschaft in den NS-Verbänden der SA, HJ und des BDM, der sich das Heim nur mit Mühe entziehen konnte. Dagegen musste der Eintritt der Mitarbeiterschaft in die DAF (Deutsche Arbeitsfront) vollzogen werden. Neu war die gesetzliche Regelung, dass nur noch die "besserungsfähigen" Zöglinge der Fürsorgeerziehung unterlagen, während die für "unerziehbar" erklärten Kinder und Jugendlichen eigentlich in eine "Bewahranstalt"



gehörten, aber im Heim verbleiben konnten. Äußerlich änderte sich das Heimleben dadurch, dass 1935 auf staatlichen Druck das Lager für weiblichen Arbeitsdienst aufgelöst wurde und auch die Wohlfahrtsschule, die zuletzt Volkspflegerschule heißen musste, zum Eingehen gebracht wurde. Dafür übernahm der Michaelshof zu seinen etwa 50 Fürsorgezöglingen noch einmal 50 normale Heimkinder, die vorher zum Feodora- Heim in Gehlsdorf gehörten, das geschlossen wurde. Bis über das Kriegsende hinaus blieb diese Zweiteilung in Kinderheimkinder und Fürsorgekinder bestehen. Unmittelbare Eingriffe des Staates begannen 1934 mit der Durchsetzung des "Gesetzes zur Verhütung erbkranken Nachwuchses" und endeten ab 1943 mit der "Verschickung" von Kindern in die Anstalt Schwerin-Levenberg, von wo sie nicht mehr zurückkehrten.

Von 1933 an drängten das Schweriner Staatsministerium ebenso wie die National-Sozialistische Volkswohlfahrt (NSV) darauf, die bisher freie Stiftung Michaelshof in ihre Hände zu bekommen. Hilfestellung dazu sollte die Glaubensbewegung Deutsche Christen - kurz DC - leisten, um durch sie eine nationalsozialistische Mehrheit im Vorstand zu erlangen. Sieben Jahre konnte dem ständig wachsenden Druck noch Widerstand geleistet werden. Auch eine polizeilich angeordnete Beschlagnahme vom 15. Juli 1939 konnte noch rückgängig gemacht werden.

Zum 1. Januar 1940 wurde Pastor Karsten beurlaubt und zum 1. April 1940 entlassen. Die Heimleitung wurde zunächst Pastor Kittel, ab 18. April 1940 dem vorher im Kirchensteueramt tätigen Diakon Hacker übertragen. Nachdem mehrere Vorstandsmitglieder ihr Amt niedergelegt hatten, wählten die restlichen Mitglieder am 30. Mai 1940 den Kreisamtsleiter der NSV zum Vorsitzenden und beschlossen, die Einrichtung als "NSV- Stiftung Michaelshof" weiterzuführen. Der kommissarische Leiter Hacker wurde zum Geschäftsführer ernannt und mit der Heimleitung beauftragt. Als er später zur Wehrmacht eingezogen wurde, führte Frau Hacker die Heimverwaltung in schwierigster Zeit weiter, bis in die Maitage 1945. Kurz ehe die sowjetischen Truppen am 1. Mai 1945 Rostock erreichten, flohen viele Heimkinder auf eigene Faust Richtung Westen, später versuchten auch viele, zu ihren Angehörigen im Osten Mecklenburgs zu kommen. Von den 125 Heimbewohnern liefen damals 75 weg, so dass nur 50 das Kriegsende im Heim erlebten. 2.

Die Geschichte des Michaelshofes ist hier nur kurz gestreift worden. Eine Aufarbeitung der Zeit nach 1933 ist dringend nötig und soll auch bald in Angriff genommen werden. Sie kann aber erst nach eingehendem Studium aller noch verfügbaren Unterlagen geleistet werden, um die Vorgänge und die handelnden Personen gerecht einzuordnen. Ebenso ist es noch nicht möglich gewesen, die Zeit bis 1950 eingehender zu beleuchten. Bereits im Mai 1945 wurde der Michaelshof der Kirche zurückgegeben.

Der neue Rostocker Oberbürgermeister Dr. Heydemann riet damals, den alten Vorstand von vor 1940 wieder in seine Funktion einzusetzen. So konsolidierte er sich wieder. Am 28. Mai 1945 besichtigten drei Vorstandsmitglieder Grundstück und Heim in Gehlsdorf. Sie fanden katastrophale Verhältnisse vor, die in einem Bericht vorliegen. Sofort wurde allen aus der NS-Zeit übrig gebliebenen Mitarbeitern gekündigt. In dieser Notlage, ein Heim mit 50 Kindern ohne geeignete Mitarbeiter übernehmen zu wollen, gab es wieder jemanden, der die Hand an den Pflug legte. Es war Fräulein Helene von Bülow, die Bundesmutter des Deutschen Frauengebetsbundes. Ihre Schwesternschaft entsandte sofort drei Schwestern zum Heim und sorgte auch für zwei Wirtschaftsmitarbeiterinnen, so



dass die Arbeit schnell übernommen werden konnte. Mit diesen Schwestern zog wieder christlicher Geist im Michaelshof ein.

Zum 1. Dezember 1945 wurde Pastor Staak aus Cammin als Pfarrer für die Kirchgemeinde Gehlsdorf berufen. Er erhielt dazu die Beauftragung mit der Leitung des Michaelshofes. Nun war alles geordnet, um die alte Arbeit an Fürsorge-Zöglingen weiterführen zu können. Aber auch die neuen Machthaber hatten ihre der evangelischen Erziehung zuwiderlaufenden Vorstellungen. So wurde die Zeit zwischen 1945 und 1950 eine Zeit des Übergangs, des Probierens neuer Wege, der Versuche mit anderen Arbeitsaufgaben. Noch vor der Gründung der DDR verhängte das staatliche Jugendamt eine Einweisungssperre für den Michaelshof, wohl deswegen, weil die "demokratische Erziehung" nicht gewährleistet sei. Noch klarer war dann ab Oktober 1945 der Kurs, als das einheitliche Bildungssystem beschlossen wurde, in dem konfessionelle Schulen nicht mehr geduldet wurden, die aber zur bisherigen Fürsorge-Erziehung dazugehörten. So versuchte man andere Wege zu gehen.

Da gab es den Plan, eine Beobachtungsabteilung für psychisch kranke Kinder einzurichten, unter Aufsicht der Nervenklinik in Gehlsheim. Oder es sollten Kinder in eine Sichtabteilung aufgenommen werden, über deren weiteres Schicksal dann hier zu entscheiden wäre, ob die Verlegung in ein psychiatrisches Heim oder die Fürsorge-Erziehung angezeigt wäre. Als dann aber Differenzen zwischen Heimleitung und Mitarbeiterschaft auftraten und immer klarer wurde, dass die Personalunion mit der Gehlsdorfer Gemeinde nicht von Vorteil sei, legte Pastor Staak sein Amt nieder. Am 6. Mai 1950 wurde daraufhin Pastor Helmut Kuessner aus Parkentin zum Nachfolger im Amt des Anstaltsleiters gewählt, während Gehlsdorf einen eigenen Pastor bekam.

Bedeutsam war dann die Vorstandssitzung vom 10. Juli 1950, in der Pastor Kuessner den Rat gab, die ganz neue Arbeit anzupacken und mit der Pflege, Betreuung und Förderung von Schwachsinnigen und Epileptikern zu beginnen. Wurde damals auch beschlossen, neben der neuen Aufgabe die Einrichtung der Beobachtungsabteilungen noch weiter zu verfolgen, so gehörten doch alles Interesse und alle Kräfte diesem neuen Ziel. Eine zweite bedeutungsvolle Entscheidung wurde am 10. Juli 1950 getroffen. Man stimmte zu, dass ein Vertrag mit der Schwesternschaft des Evangelischen Diakonievereines Berlin-Zehlendorf abgeschlossen wurde, demzufolge der Diakonieverein den Michaelshof als neues "Arbeitsfeld" übernehmen wird, dazu die nötige Anzahl Schwestern und Schülerinnen bereitstellen will und auch eine Leitende Schwester entsenden wird.

4.

So waren die Weichen neu gestellt für die Arbeit an und mit geistig Behinderten, die bereits 1865 von Professor Krabbe einmal für das Rettungshaus gewünscht wurde. Die Mitarbeiter, die zu dieser neuen Aufgabe "die Hand an den Pflug legten", taten das erneut im Geiste des Evangeliums, das seit den Tagen Wicherns Mittelpunkt aller Pflege, Erziehung oder Förderung sein sollte. Die knappste Darstellung dieser Botschaft war damals in der Kapelle des Michaelshofes zu sehen: Rechts das Bild des Erzengels Michael, der die Mächte des Bösen besiegt hat, und links das Bild des Guten Hirten, der die Seinen kennt und ihnen ewiges Leben gibt. Möchte die Arbeit auch heute unter dem Schutz Michaels und unter Führung des Guten Hirten geschehen.



Christoph Mühlichen
Verwaltungsleiter, 1955- 1988 im Michaelshof

Das Proseminar für kirchlichen Dienst

Im Laufe seiner 150-jährigen Geschichte hat es zu allen Zeiten Ausbildungsmöglichkeiten auf dem Michaelshof gegeben. Meist waren es aber keine Hauptausbildungen für spezielle kirchliche oder pflegerische Berufe, sondern es waren Vor- Ausbildungen, "Schmalspur"- Ausbildungen oder Orientierungs- Stufen zur späteren Ausbildung an einer anderen Schule. Begonnen hat dies bereits in den Gründerjahren des Rettungshauses, in dem "Brüder" unterrichtet wurden, um nach dem Einsatz im Rettungshaus zur Ausbildung ins Rauhe Haus nach Hamburg zu gehen.

Eine solche Vorausbildung war auch das Proseminar für kirchlichen Dienst auf dem Michaelshof, das nach einer Anlaufzeit zuvor von etwa 1955 bis 1967 existierte.

Ziel und Zweck dieser Einrichtung war, Jugendliche für die Ausbildung an einer kirchlichen Ausbildungsstätte vorzubereiten, denn nach der staatlichen Gesetzgebung der DDR war es "nichtstaatlichen Einrichtungen" untersagt, eine Schulausbildung für unter 18 Jahre alte Schüler zu betreiben. So hieß es in allen Aufnahmebedingungen der Brüderhäuser, Krankenpflegeschulen oder Theologischen Ausbildungsstätten, dass zum Eintritt das 18. Lebensjahr notwendig ist.

Auf der anderen Seite wurden gerade anfangs der 50-iger Jahre von Seiten des Staates große Schwierigkeiten gemacht, dass Kinder aus christlichen Elternhäusern die Zulassung zum Besuch der höheren Schule bekamen, so dass viele begabte Kinder von Pastoren und kirchlichen Mitarbeitern außerstande waren, den normalen, für das Theologiestudium unerlässlichen Schulabschluss mit Abitur zu machen. So war die Einrichtung der Proseminare in der DDR- neben Rostock gab es welche in Dahme/ Mark, Potsdam-Hermannswerder und Naumburg/ Saale- eine direkte Folge der DDR-Schulpolitik.

Eintrittsalter war zunächst das 14. Lebensjahr. Nach dem Aufenthalt im Proseminar und dessen erfolgreichen Abschluss stand dem jungen Mann der Weg zum Theologiestudium offen, sofern er es an einer kirchlichen Hochschule absolvieren wollte. Andere Absolventen konnten aber auch mit 18 Jahren zur Diakonenausbildung in ein Brüderhaus gehen. Zuerst war als dritte Möglichkeit auch die Ausbildung zum Katecheten vorgesehen. Anfang der 60-iger Jahre wurde dann aber die "Polytechnische Oberschule" mit 10 Klassen staatlicherseits eingeführt, so dass nur noch zwei Jahre bis zum Erreichen des 18. Lebensjahrs zu überbrücken waren. Doch änderte sich danach die Schulpolitik weitgehend, so dass Söhne von kirchlichen Mitarbeitern und Pfarrern die Zulassung zur "Erweiterten Oberschule" erhielten, wenn sie sich wohl verhielten oder die örtlichen Schulleiter es ermöglichten. Für den weiteren Bestand der Proseminare lag kein Bedarf mehr vor, und sie gingen wieder ein. Es rührt also die Gründung der Proseminare einerseits von der kirchenfeindlichen Einstellung der staatlichen Volksbildung her. Andererseits war hier eine Möglichkeit geschaffen worden, wo Jugendliche sich



orientieren und entscheiden konnten für einen der verschiedenen Berufe innerhalb der Kirche.

Wegen dieser Sachlage musste das Proseminar stets darauf achten, den kirchlichen Charakter herauszukehren, um nicht als unerlaubte Schule verboten zu werden. Das Proseminar auf dem Michaelshof hatte dabei noch eine Besonderheit, die es bei den anderen Seminaren nicht gab. Die Jungen wurden nicht nur schulmäßig unterrichtet in zahlreichen Fächern, sondern wurden auch zur Beaufsichtigung der geistig behinderten Heimbewohner des Pflegeheims eingesetzt. So kam neben dem Unterricht eine Komponente hinzu, die wohl mehr zur Persönlichkeitsbildung beigetragen hat als die Wissensvermittlung im Unterricht. So konnten die Proseminaristen nach außen hin als "freie Helfer" im Pflegedienst geführt werden und besuchten sogar die staatliche Berufsschule an einem Tag in der Woche im Status eines "Berufsschülers ohne Lehrberuf".

Die ersten Vorstufen dieser Ausbildung reichten bis in die Jahre nach dem 2. Weltkrieg zurück. Damals wurden junge Männer zur Betreuung der Heimkinder gebraucht. Bis 1950 waren ja noch Kinder im Heim, die vom Jugendamt wegen Erziehungsproblemen im Elternhaus, Verwahrlosung oder psychotischer Diagnosen von Amtsärzten dem Michaelshof zugewiesen wurden. Diese Kinder hatten hier ihre Heimschule, brauchten aber vor allem außerhalb der täglichen Schulstunden Betreuung und Aufsicht. So stellte der Michaelshof Schulabgänger ein, um sie ohne Ausbildung und Qualifikation für diese Betreuungsaufgabe einzusetzen.

Viele dieser "freien Helfer" gingen später in die Diakonenausbildung. Nach der Umstellung der Arbeit des Michaelshofes und der Aufnahme der ersten geistig Behinderten im Jahr 1950 unter dem neuen Anstaltsleiter Pastor Kuessner meldeten sich ebenfalls Schulabgänger mit 14 -15 Jahren, um auf dem Michaelshof Beschäftigung zu finden. Sie wurden zur Arbeit in Haus und Hof, aber auch im Pflegedienst eingesetzt. Als "Vordiakone" bezeichnet, sollten sie nach Erreichen des 18. Lebensjahres in ein Brüderhaus gehen und erhielten bei Pastor Kuessner auch einige Stunden Unterricht. Um den Übergang auch zum Theologiestudium zu ermöglichen, wurde mit dem Unterricht in Latein und Griechisch begonnen, für den Lehrer aus Rostock gewonnen werden konnten. Doch blieb zunächst das Verhältnis Unterricht zum praktischen Einsatz ungleich, die pflegerische Tätigkeit überwog stark. Deshalb mahnte die Synode der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Mecklenburgs und der Oberkirchenrat in Schwerin mehrfach an, dass diese Handhabung überprüft und abgeändert werden müsse, wollte der Michaelshof auf finanzielle Unterstützung rechnen. Damals sorgte meist ein Diakonenschüler, der während seiner Ausbildung auf dem Michaelshof sein Praktikum machte, für die Aufsicht und Betreuung der jungen "Vordiakone", erst 1949 wurde dazu ein fertiger Diakon eingestellt. Als aber auch da Klagen vor der Synode ausgesprochen wurden, der Einsatz der Jungen sei nicht zu verantworten, entschloss sich der Vorstand des Michaelshofes im Jahr 1955 ein Hauselternpaar zur Betreuung einzustellen, das Verhältnis von Unterricht und Pflegedienst zu verändern und die Ausbildungsstätte baldmöglichst als "Kirchliches Seminar" der Landeskirche zu unterstellen.

Zum 1. Juni 1955 wurde ein Diakon des Weißenseer Brüderhauses mit seiner Frau, einer langjährigen Lehrerin und Katechetin, angestellt und bezog im Löhe-Haus, in dem die Proseminaristen wohnten, eine Wohnung. Zu Beginn des Schuljahres 1955/56 wurden zu den vorhandenen acht Jugendlichen 14 neue Schüler aufgenommen und der Unterricht



mit vollem Stundenplan von täglich fünf Stunden und mit zwei Klassen aufgenommen. Am 1. Januar 1957 wurde das Proseminar der Landeskirche zugeordnet, die in den Räumen des Löhehauses die Ausbildungsstätte fortan betrieb und an den Michaelshof Miete zahlte. Mehrere Lehrkräfte wurden verpflichtet. Für die Jugendlichen, die zum Studium der Theologie kommen wollten, waren ein wichtiger Teil des Unterrichts die Fremdsprachen Latein und Griechisch.

Das Ziel war, die jungen Leute so weit in diesen Sprachen voranzubringen, dass ihnen ein Teil der Ausbildung am Missionsseminar in Leipzig, dem späteren Theologischen Seminar, erlassen werden konnte, und sie sofort ins zweite oder dritte Semester überwechseln konnten. Die übrigen Fächer, die im Michaelshof gegeben wurden, waren "kirchlich" formuliert, um nicht als "Ersatzoberschule" zu erscheinen. So gab es nur Kirchengeschichte, Biblische Geographie, Verwaltungskunde (lies: Mathematik), ein Fach Glaube und Naturwissenschaft (einfach: Biologie). Dazu Bibelkunde, Katechismus, Posaune und Sport, bald gab es auch Kirchenmusik. So las sich nur das Fach Deutsch wie im Zeugnis der öffentlichen Schule. Der Hausvater war zunächst mit acht Wochenstunden, später mit 20 Stunden am Unterricht beteiligt. Zum Schuljahr 1956/57 gab es dann drei Klassen parallel zueinander mit über 20 Schülern.

An den Nachmittagen war der "Gruppendienst" auf den Pflegegruppen wie folgt eingeteilt: Dienstzeit war an Wochentagen von 13.00 bis 19.00 Uhr, am Sonntag von 7.00 bis 19.00 Uhr.

Die Jungen der Oberklasse kamen dabei an jedem zweiten Wochentag und jeweils alle 14 Tage am Sonntag daran, so dass sich innerhalb von 14 Tagen 44 Arbeitsstunden ergaben. Die Mittelklasse war an zwei Nachmittagen und ebenfalls alle 14 Tage am Sonntag eingesetzt, also 32 Stunden in 14 Tagen. Die Anfängerklasse hatte dafür an zwei Nachmittagen Dienst in der Gärtnerei, beim Hausputz oder anderen Aufgaben im Wirtschaftsbereich. Schularbeiten mussten daneben natürlich auch getan werden, an Gruppendienst- Tagen dann eben abends.

Die im Unterricht tätigen Lehrer waren zum Teil ehemalige Studienräte, die nach 1945 nicht mehr in den Schuldienst übernommen worden waren. Einem regulären Lehrer mit staatlicher Anstellung war es damals unmöglich, bei uns Unterricht zu erteilen. Als einmal ein Lehrer einer Berufsschule bei uns Physik- Unterricht erteilte, wurde ihm das schnell von seiner Behörde verboten. Wer die Rostocker Schulverhältnisse vor 1945 kennt, für den werden die Namen unserer Lehrkräfte weitgehend bekannt sein, wie Studienrat Johannes Wangerin, Oberstudiendirektor Dr. Bibeljé, Studienrätin Ruth Engelmann, Oberstudienrat Dr. Gengnagel. Aus Güstrow kam viele Jahre der ehemalige Studienrat und spätere Hauptkatechet Dr. Stade herüber. Auch der ehemalige Lehrer und Organist an der Nikolaikirche, Hans Borgwardt, gehörte zum Kollegium; ebenso hat auch Kirchenmusikdirektor Hartwig Eschenburg zeitweilig Unterricht gegeben. Alle Namen können hier nicht aufgeführt werden.

In den späteren Jahren, als diese erste Garnitur aus Altersgründen ausgeschieden war, wurde es immer schwerer, Dozenten zu finden, die gewährleisteten, dass der Unterricht etwa das Niveau einer "Erweiterten Oberschule"- heute eines Gymnasiums- erreichte. Gegen Ende des Bestehens des Proseminars musste aus Mangel an Schülern die Zahl der Dozenten so verringert werden, dass die breite Palette an Fächern nicht mehr abgedeckt werden konnte. So musste von Jahr zu Jahr der Hausvater dazu



herangezogen werden, der vorher schon bei Lehrerausfall für "Ausgleichsunterricht" zu sorgen hatte.

Stand allerdings im Michaelshof ein größerer Einsatz bevor, fiel der Unterricht für mehrere Tage aus, so vor allem beim Einsatz auf dem Ackerfeld, wenn Rüben zu verziehen oder Kartoffeln zu ernten waren.

Der Tageslauf im Haus war geprägt von straffer Ordnung, wie es die verbindliche Hausordnung festlegte und wie es damals in ähnlichen Einrichtungen üblich war. Der Hausvater weckte persönlich um 6.00 Uhr. Nach der Morgentoilette am Waschraumbekken ging es beim Ruf der Anstaltsglocke um 6.45 Uhr zur Morgenandacht, zu der etwa 80% der Mitarbeiterschaft zusammenkamen. Die übrigen hatten schon Frühdienst auf den Gruppen. Von 8.00 bis 12.15 Uhr war Unterricht. Das Mittagessen wurde in Behältern von der Heimküche geholt und gemeinsam am langen Tisch im Tagesraum mit dem Hausvater eingenommen. Und ab 13.00 Uhr begann dann für einige der Dienst auf der Pflegegruppe. Später erst konnte der Dienstplan so beeinflusst werden, dass einmal im Monat ein allgemeiner Heimfahrt- Sonntag für alle möglich wurde. Nur die Schüler von außerhalb Mecklenburgs blieben dann im Haus.

So waren die Jahre im Proseminar für die Jungen doch eine ausgefüllte, aber schwere Zeit. Auf den Stationen gab es zwar nicht mehr die "Schwernerziehbaren" mit den Disziplinproblemen, dafür aber gab es die "Schwachsinnigen" mit unterschiedlichen Schädigungen. Einige Pfleglinge waren in der Lage, in Wirtschaft, Gärtnerei oder Landwirtschaft mitzuhelfen und waren zum Teil gleichaltrig mit den aufsichtführenden Proseminaristen. So galt es für jeden der "Vordiakone", sich Respekt und das Zutrauen der Heimbewohner zu verschaffen, für einen Jungen von 16-17 Jahren eine Überforderung, die aber doch weitgehend gemeistert wurde. Ja, und was war der Lohn? Neben den unbezahlbaren Erfahrungen fürs Leben gab es pro Monat je nach Altersstufe fünf bis sieben Mark Taschengeld, beim Einsatz auf dem Feld wurde pro Tag eine Mark zusätzlich gezahlt. Die Eltern der Jungen trugen die Kosten für die Sozialversicherung und zahlten in der Regel monatlich 30 Mark Unterrichtsgeld. Dafür trug der Michaelshof die "Freie Station", also die Kosten für Verpflegung, Heizung, Licht, Miete usw. Als Ökonom in den Jahren 1966 - 1988 kann man zu dieser Art der Stellenbesetzung im Pflegedienst nur sagen: Billiger geht es nicht! Aber so mussten damals alle Einrichtungen der Inneren Mission sehen, wie sie zurechtkamen, denn "kostendeckende Pflegesätze" gab es in der DDR erst nach Abschluss des Vergütungsabkommens von 1969. Erst nach dieser Absicherung bei der Bezahlung der Heimkosten wurde die heute selbstverständliche Personalbesetzung möglich, nach der der größte Teil der Pflegekräfte eine entsprechende Fachausbildung nachweisen muss. Ebenso war damals zu Proseminarzeiten weder an Arbeitstherapeuten noch Physiotherapeuten, an Heilpädagogen oder Heilerziehungspfleger zu denken.

Der Leiter oder die Leiterin einer Pflegegruppe war damals auch allein verantwortlich für die praktische Anleitung der geistig Behinderten. Dabei war auf einer Gruppe neben dem Leiter meist nur noch eine Person tätig, unterstützt von den Proseminaristen. So kam auf den Proseminaristen bei seiner Arbeit auf der Gruppe meist auch die Aufgabe zu, dem Behinderten Anleitung zu geben beim Umgang mit Löffel und Messer, Hacke und Spaten, Besen und Scheuertuch. Auch mit Bettnässern und Autisten kam er in Berührung.

Trotz dieser Doppelbelastung durch Unterricht und Gruppendienst blieb den Jungen noch Zeit für Spiel und Spaß. Besonders schön war es, wenn man den Hauseltern irgendwie



entwischen konnte, mit oder ohne sich abzumelden, um das Anstaltsgelände zu verlassen. Die Jugendlichen von damals, heute 44 - 55 Jahre alt, werden sich noch an die fröhlichen Feste im Haus erinnern, zu denen meist der ganze Mitarbeiterkreis des Michaelshofes eingeladen worden war. Auch die Studienfahrten werden in lebhafter Erinnerung sein, die wir dank einiger Beihilfen des Oberkirchenrates durchführen konnten; einmal ging es in den Harz, zweimal bis Eisenach und zweimal quer durch Rügen.

Was ist aus den Hausbewohnern von damals geworden? Wo sind sie hingegangen, wo und was sind sie heute? Nachdem seit der Schließung des Seminars mehr als ein Vierteljahrhundert vergangen ist, kann das Verbleiben aller nicht mehr verfolgt werden. Die folgende Statistik kann deswegen nur das Kommen und Gehen belegen: Danach wurden zwischen 1955 und 1967 85 Jugendliche aufgenommen, davon 37 Kinder von kirchlichen Mitarbeitern und Pastoren. Ausgeschieden sind 30 Jugendliche; 12 davon waren nicht geeignet zum kirchlichen Dienst, vier verließen die DDR, 14 gingen in andere Berufe oder auf die Erweiterte Oberschule. Von 55 Jugendlichen wurden 30 im Missionshaus Leipzig aufgenommen, acht gingen in das Proseminar Hermannswerder, einer in das Proseminar Dahme, 15 in verschiedene Brüderhäuser und einer in das katechetische Seminar Schwerin.

Zum 125-jährigen Jubiläum des Michaelshofes 1970 konnte über den weiteren Lebensweg der "Ehemaligen" noch genauer berichtet werden, das soll hier nicht mehr versucht werden. Eine beträchtliche Zahl begegnet uns heute als Pastoren in der Mecklenburgischen Kirche, andere sind in anderen Landeskirchen tätig. 15 Diakone arbeiten in unterschiedlichsten Aufgabenbereichen in Diakonie und Kirche. Manchem Namen begegnet man beim Lesen der Mecklenburgischen Kirchenzeitung, wo ab und zu der Leitartikel oder eine theologische Abhandlung, aber auch Leserbrief- Einsendungen oder Mitteilungen von Stellenwechseln mit den Namen von ehemaligen Proseminaristen versehen sind.

Welches Fazit darf man aus diesem Teil der Arbeit des Michaelshofes ziehen? Gewiß mögen die Jugendlichen von damals diese Zeit ganz unterschiedlich bewerten. Vielleicht mag der eine oder andere nur widerstrebend von den Eltern hergeschickt worden sein, bei manchen hier wieder Ausgeschiedenen spielte das eine Rolle. Mancher hat seinen Weg in einem anderen Beruf gemacht und sieht deshalb den Aufenthalt hier als verlorene Zeit an.

Mancher mag an dem autoritären Stil im Hause seine Kritik anmelden, aber das Jahr 1968 mit seinen viel zitierten Auswirkungen auf Erziehung und Pädagogik lag noch weit voraus. Andere sind damals dem vorgeplanten Ausbildungsweg gefolgt und heute als Pastor oder Diakon tätig und verspüren doch, dass sie im "kirchlichen Ghetto" aufgewachsen und nur von Ausbildung zu Ausbildung weitergereicht worden sind, ohne Kontakt mit der Welt draußen und der Freiheit der Lehre und Forschung bekommen zu haben. Aber hier schließt sich der Kreis. Das Proseminar war ein Produkt der Verhältnisse in der DDR. Dass wir nicht "zugemacht" worden sind - wozu der Staat manchen Anlass hätte benutzen können -, mögen wir im Nachhinein der Hand Gottes zu verdanken haben; gezittert haben die Verantwortlichen jedenfalls öfter, als es die Betroffenen im Haus haben merken können.

So bleibt zuletzt der Dank an unsern Herrn für alle Bewahrung und Führung, für die Verkündigung und Weitergabe der Frohen Botschaft in Unterricht und Gottesdienst. Mögen die damaligen Hörer etwas davon behalten haben für ihr späteres Leben und Amt.



Den Verantwortlichen im Michaelshof und der Landeskirche ist dafür zu danken, dass sie diese Einrichtung ins Leben gerufen und durchgetragen haben als Hilfe und Ersatz für verbaute Ausbildungswege, die der DDR-Staat der Kirche und ihren Gliedern nicht zugestehen wollte. Schließlich sei ein Dank ausgesprochen an die Jugendlichen, die wie in einem Schiff auf Gedeih und Verderb zusammen gewohnt, gelernt, gelebt und gearbeitet haben. Wenn über diesem Schiff für alle das Kreuz sichtbar geworden ist, das uns rettet und trägt, dann steht auch über diesem Lebensabschnitt, was der Buchtitel von Altbischof Dr. Albrecht Schönherr sagt: "Aber die Zeit war nicht verloren!"

Diakon Christoph Mühlichen

Dem Michaelshof zum 150. Geburtstag

"Die Scheune muss man lassen wie sie ist. Ist gut für die Sommer- und Herbstarbeiten. Im Winter kann da auch schön getrocknet werden. Wir haben es hier (= in Horn bei Hamburg) nicht so gut ... Mit der Aufnahme der Kinder würde ich noch warten, bis Lundt da ist. An einen Gehilfen für dort denke ich oft. Aber er findet sich noch nicht. Wegen der Haushälterin braucht man auch nicht zu ängstlich zu sein ... Ich kann nicht mehr ... Anbei die Risse zurück ... das Arbeitszimmer ... die Wand ... die Tür ... die Waschküche ..." So schreibt der 37-jährige Johann Hinrich Wichern kurz vor der Eröffnung des "Rettungshauses Gehlsdorf" am 1. April 1845 aus dem Rauhen Hause Horn bei Hamburg an seinen Freund Professor Hofmann und dessen Kreis in Rostock und im Lande Mecklenburg.

Man staunt, was der vielbeschäftigte Wichern alles im Kopf haben musste, alles persönlich zu verantworten und durchzuführen hatte, alles ohne Schreibhilfe, ohne Maschine, ohne Sekretärin, alles mit eigener und sehr flüchtiger, fast unleserlicher Hand geschrieben, und Gehlsdorf war ja nur eines von ungezählten Projekten, das der "Vater der Inneren Mission" in Deutschland zu verantworten hatte.

Die Arbeit des Rettungshauses ist bis in die ersten Jahre nach dem 2. Weltkrieg in Gehlsdorf - während des sogenannten Dritten Reiches mit sehr schweren Beeinträchtigungen und Verunglimpfungen, z. B. des damaligen Leiters Pastor Karsten - fortgeführt worden. Als ich 1959 die Leitung von meinem Vorgänger, Pastor Helmut Kuessner, übernahm, hatte der Michaelshof längst mehr oder weniger freiwillig eine neue Aufgabe übernommen, weil Schulbildung selbst für Schwererziehbare nicht mehr der Kirche überlassen werden sollte: Die Pflege und Förderung geistig und körperlich behinderter Kinder und Jugendlicher, 185 in Rostock und 40 in Stavenhagen. Bei meinem Dienstantritt fand ich bereits gefestigte neue Formen und Strukturen vor, sowohl für den pflegerischen als auch für den geistlich-diakonischen Bereich. Die Linie Wicherns ist freilich immer klar erkennbar geblieben.

Was Pastor Heino Staak vorbereitet hatte, wurde von Helmut Kuessner in die Tat umgesetzt: Die Berufung der Zehlendorfer Diakonieschwesternschaft unter Leitung von Schwester Christine Neuhaus und die Berufung der ersten von vielen späteren Diakonen aus den Brüderhäusern der damaligen DDR. Damit waren neue Grundlagen geschaffen. Schwestern und Diakone brachten von ihren Ausbildungen her die nötigen Voraussetzungen des Dienstes an den Ärmsten der Armen mit und prägten den



gesamten Arbeits- und Lebenslauf des Michaelshofes, die täglichen Morgenandachten für die Mitarbeiter um 6.45 Uhr mit Wochenpsalm, Wochenlied, Lesung, Auslegung und Gebet, die täglichen Kinderandachten um 9.00 Uhr, die sonnabendlichen Wochenschlussgottesdienste, die die gesamte Anstalt zusammenführten und zusammenhielten, das Wochenschlusssingen auf allen Stationen mit Schwestern, Diakonen, Praktikanten, Vordiakonen und anderen Helfern, die Chorstunde in der Woche, die Bibelstunden, Feiern des Heiligen Abendmahls, aber auch die Feste und Feiern, die weithin selber gestaltet wurden, bis hin zu eigens eingeübten Theaterspielen. Die Gruppenleiter und -leiterinnen lebten praktisch rund um die Uhr und umfassend mit ihren Heimbewohnern, auch immer räumlich in ihrer Nähe.

Den geregelten acht Stundentag und bessere Bezahlung gab es erst später, als die Entwicklung in Richtung Arbeitsrecht und "Abkommen mit dem Gesundheitsministerium der DDR" voranging. Heute ist es eine Selbstverständlichkeit, dass Mitarbeiter der Diakonie geordnete Arbeitszeit und Tarife haben. Manche beklagen es und meinen, dass dies auf Kosten der inneren Einstellung geschehen sei. Aber die "Verrechtlichung" ist auf allen Gebieten auch in der Kirche vorangeschritten, und sie muss nicht automatisch einen Mangel an sogenannter Einstellung und Motivation bedeuten. Heute wohnen die Gruppen- und Stationsleiter vermutlich außerhalb, es gibt genau geordnete Vertretung und Zuständigkeit bis hin in die Nacht- und Sonntagsdienste, und so ist ihnen bei allem Engagement doch ein Abstand nötig, den sie brauchen.

Pflege und Betreuung umfasste zunächst den einfachen und lebenspraktischen Bereich. Bei sehr schwerer körperlicher und geistiger Behinderung sind es große Momente, wenn jemand schließlich gehen lernt, wenn er seine Schuhe mit einer Schleife selber zubinden kann, wenn er mit seiner persönlichen Körperpflege und Hygiene fertig wird, wenn er einen Reißverschluss - vielleicht im Rücken - zu handhaben weiß, wenn er selber zu essen lernt, mit Messer und Gabel umzugehen. Sie setzte sich fort in sinnvoller Beschäftigung am Tisch, vielleicht nur im Sitzen, bis hin zu Arbeitsleistungen mit allgemeinem Nutzen. Jahrzehntlang gingen morgens die Großen aus dem Falkhaus in die Landwirtschaft hinaus, 30 Minuten zu Fuß, lernten mit Vieh und Geräten umzugehen, lernten Felder zu bestellen, die Ernte einzubringen und zu dreschen.

Die Landwirtschaft war aus dem Leben des Michaelshofes nicht fortzudenken. Täglich sah man den Landwirt mit dem Pferdefuhrwerk auf den Hof kommen, um Milch zu bringen und Küchenabfälle mit hinaus zu nehmen. Schon von daher hatte das Erntedankfest, wie etwa auch das Kinderfest, bei Kindern und Mitarbeitern einen hohen Stellenwert. Später kamen andere Arbeiten hinzu. In Stavenhagen etwa gingen die einige in die Leder- und Kofferfabrik, in Gehlsdorf wurden Gläser für medizinische und pharmazeutische Zwecke geordnet und verpackt. Es war nicht immer einfach, passende und sinnvolle Arbeiten zu finden, die zugleich einfach und nützlich waren, weil Maschinen es besser und billiger zu machen in der Lage waren, ein Schicksal, das sich heute im großen Stil wiederholt.

Ich sah es als einen Erfolg an, dass der erste Diakon und Heilerziehungspfleger aus einem konfessionellen Haus auf die staatliche Ausbildungsstätte für Arbeitstherapeuten "Rammelburg" bei Halle entsandt werden konnte, damit auch eine kirchliche Einrichtung - und gerade sie - den Anschluss an die zu erwartende Entwicklung bekam, sozusagen die staatliche Anerkennung. Wo heute das Recht der Bundesrepublik Deutschland gilt, sehen wir, welche Versäumnisse und Mängel selbst bei bester diakonischer Motivation vorlagen. Manche der Pfinglinge der ersten Jahre hätten eine Sonderschule besuchen können und



müssen, hätten den Schritt in ein eigenes, freies Leben versuchen können, bis hin zum Aufbau einer eigenen Existenz und Ehe, freilich in einer geschützten Umgebung.

Die Behörden und staatliche Öffentlichkeit der DDR hatten einerseits immer großen Respekt vor der Arbeit des Michaelshofes, vermutlich weil sie selbst auf diesem Gebiet so hilf- und ratlos waren, sie zahlten den gesetzlich vorgesehenen Pflegesatz, in den 60- iger Jahren 3,50 und 4,30 Mark pro Tag und Person, hatten freilich für die enormen Bau- und Gebäudeprobleme weder Verständnis noch Kraft. Andererseits begegneten sie einer solchen kirchlichen Einrichtung mit so vielen Menschen auch mit dem von ihrem Standpunkt aus gebotenen Misstrauen.

Dies zeigte sich unter anderem. in einer sich über Tage hinausstreckenden und in rüder Art und Weise vorgenommenen "Untersuchung" mit unendlichen Befragungen auf der Suche nach belastendem Material. Wir waren von einer Schwesternschülerin wegen angeblicher Verletzung des Arbeitsrechts angeschwärzt und angeklagt worden. Die Sache ging völlig zu unseren Gunsten aus, hinterließ jedoch bei den Betroffenen eine gehörige Portion Zweifel am Wohlwollen der für uns zuständigen staatlichen Dienststellen. Der Michaelshof hatte Anteil an der verschärften Spannung im Verhältnis Staat- Kirche.

Eine wesentliche Verbesserung der Bau- und Wohnungsprobleme brachten die drei Neubauten im Michaelshof im Jahre 1972: Bettenhaus, Wirtschaftstrakt mit modernem Speisesaal, Heizhaus für feste Brennstoffe.

Es war für die Mecklenburgische Landeskirche das größte Neubauunternehmen nach dem 2. Weltkrieg im Werte von vier Millionen Valuta- Mark, ausschließlich ein Geschenk der Partnerkirchen und Partnerdiakonie der Bundesrepublik Deutschland. Das Gesundheits- und Sozialwesen der DDR, das gerne die hohen Worte des sogenannten sozialistischen Humanismus im Munde führte, aber wenig für alte und behinderte Menschen tat (Vorrang behielt immer die Landesverteidigung), konnte sich mit diesen Federn nicht schmücken, und die Kirche der DDR, selbst wenn sie das Geld gehabt hätte, hätte nie eine Baugenehmigung erhalten, weil es ungefähr nach dem Motto ging, dass der Besitzstand nach dem 2. Weltkrieg allenfalls gewahrt, nicht aber vergrößert werden durfte. Das ging - wie beim Sonderbauprogramm der Kirchen - nur mit den dringend begehrten Valuta- Mitteln, wobei der Staat seine selbst gesetzten Grundsätze durchbrach, durchbrechen musste.

Dieses Neubauprogramm brachte einen Modernisierungsschub für die Arbeit des Michaelshofes. Zwar konnte die Bettenzahl nicht erhöht, aber die verheerende Überfüllung, vor allem der Schlafsäle mit Doppelstockbetten, gemildert werden, denn aus den Kindern der Anfangsjahre waren Jugendliche und Erwachsene mit doppeltem und dreifachem Raumbedarf geworden. Außerdem wurden Küche und Versorgung endlich auf einen einigermaßen erträglichen Stand gebracht. Im Vorraum des Speisesaals konnten je ein eigener Raum für Arbeitstherapie und Gymnastik geschaffen und eine Planstelle für eine/n Ärztin/Arzt eingerichtet und besetzt werden. Dem modernen Heizhaus konnten fast alle Häuser angeschlossen werden, freilich nur auf der herkömmlichen Brikettbasis, was einem vom heutigen Standpunkt aus bereits mittelalterlich vorkommt.

Im Leben der Rostocker und mecklenburgischen Kirchgemeinden spielte der Michaelshof eine wichtige Rolle. Die Einweihung der Neubauten 1972 etwa nannte die Mecklenburgische Kirchenzeitung vom 17. September 1972 einen "kleinen Kirchentag".



Das 125. Jubiläum im Jahre 1970 vereinte aus der ganzen Landeskirche eine große Festgemeinde. Der Wunsch, dass Pastor Friedrich von Bodelschwingh- Bethel den Festvortrag halten möchte, scheiterte an der Einreiseverweigerung durch die Volkspolizei. Der Kirchentag der Mecklenburgischen Landeskirche und der Landeskirche Greifswald 1966 brachte 10.000 Besucher auf die Festwiese des Michaelshofes. Noch heute sehe ich die Bischöfe Dr. Beste, Dr. Krummacher, Dr. Krusche in der ersten Reihe sitzen; ähnlich war es beim Kirchentag 1976. Das waren Höhepunkte in der Geschichte des Michaelshofes und wichtige Punkte in der Geschichte der Landeskirche, allerdings mit sehr hohen Anforderungen an Mitarbeiter und Heimbewohner.

Eine Fortsetzung der Verbindung Diakonie- Landeskirche- Öffentlichkeit konnte es in dieser Form nicht weitergeben, weil die Organisationsprobleme (über 100 Omnibusse in den Gehlsdorfer Straßen) nicht zu lösen waren. Die Verkehrsanbindung des Michaelshofes erlaubten weitere Veranstaltungen dieser Größenordnung, mit vielleicht noch steigenden Zahlen, nicht.

Es waren auch die Jahre des ökumenischen Aufbruchs in der DDR. Zwei große und hochrangige Bischofsdelegationen der Russisch- Orthodoxen Kirche besuchten den Michaelshof. Ich erinnere mich noch an eine solch hervorragende Erscheinung wie den Erzbischof der Finnischen Kirche, Simojoki. Nicht zu zählen die Zahl der tschechisch-slowakischen Studenten, die mit den Lagern von Sühnezeichen auf den Michaelshof kamen. Die Präsidenten des Diakonischen Werkes der EKD besuchten uns wiederholt.

Unvergessen auch der Besuch des Kreuzkantors aus Dresden, Rudolf Mauersberger.

In den ersten Jahren kamen jeden Sommer die Rostocker und umliegenden Kirchgemeinden zu ihrem Missionsfest auf den Michaelshof. Eine lange und schöne Tradition mit Posaunenchor, Andachten, Vorträgen über die Arbeit der Äußeren Mission in Leipzig, Kaffee und Kuchen. Mit dem Ruhestand von Pastor Dietrich Glüer waren sie zu Ende und fanden keine Fortsetzung.

Ungezählte mecklenburgische Gemeindeglieder, Konfirmandengruppen, Christenlehreklassen, gelegentlich auch ganze Seminargruppen von Medizinstudenten und Krankenschwesternschülerinnen besuchten den Michaelshof und vertieften die Verbindung Diakonie- Kirche- Öffentlichkeit. Manch neue/r Mitarbeiter/in konnte durch ein Diakonisches Jahr für eine Ausbildung in der Kirche gewonnen werden. Finanziell spielte der Freundeskreis eine wichtige Rolle, kamen doch in der Adventszeit für das Weihnachtsfest und die Bescherung größere Beträge zusammen.

Manchem Mitarbeiter ist der Dienst im Michaelshof "mit der blauen Schürze" (Vater Bodelschwingh) eine Schule des Lebens, eine Schule der Liebe, eine Schule der Dankbarkeit geworden.

Weil der Zugang zur "Erweiterten Oberschule" der DDR manchen Kindern verwehrt war oder erst gar nicht gewünscht wurde, hatte die Landeskirche das "Proseminar für den Kirchlichen Dienst" auf dem Michaelshof gegründet. Diese jungen Männer - es mögen in den Jahren und Jahrzehnten an die 150 gewesen sein - wurden für den Besuch des Theologischen Seminars Leipzig oder eines der Brüderhäuser vorbereitet. Die Fächer waren Bibelkunde, Deutsch, Latein, Griechisch, Erdkunde, Mathematik usw. Sehr schwierig gestaltete sich die Suche nach geeigneten und bereitwilligen Dozenten. Die Behörden beäugten alle nicht zu ihnen gehörenden Ausbildungsstätten mit Argwohn, umgekehrt konnten sich die aktiven Lehrer kaum eine Anstellung auf dem Michaelshof erlauben. So reiste viele Jahre lang der unvergessene Studienrat Dr. Stade aus Güstrow



mehrere Male in der Woche an. Zudringliche und zu neugierige Fragen der Behörden beantworteten wir dahin, dass wir für unseren pflegerischen Nachwuchs sorgen müssten - mit bester Allgemeinbildung bis hin zu Griechisch und Latein. Viele der späteren Diakone und Pastoren sind durch die Schule des Michaelshofes gegangen und haben ein Leben auf diakonisch- geistlicher Grundlage kennengelernt. Fälle des Scheiterns kamen vor, waren aber selten.

Daneben gab es die Pflegevorschule der Schwesternschaft des Diakonievereins, die aber der Schwesternschaft im engeren Sinne unterstand und von ihr verantwortet wurde. Es gab in Verbindung mit dem Stift Bethlehem in Ludwigslust die Kurse für "Diakoniepflegerinnen", wo nicht das staatlich anerkannte Krankenschwesternexamen, wohl aber die "kleine Krankenpflege" abgelegt werden konnte. Für den Anstaltsleiter spielte also neben den sonstigen normalen Arbeitsabläufen das Unterrichtswesen eine wichtige Rolle.

Wie immer, so kam auch mit meinem Abschied 1976 wieder eine Epoche zum Abschluss, und es begann ein neuer Aufbruch zu neuen Formen und Inhalten in der dringend notwendigen Arbeits- und Beschäftigungstherapie und in der heutzutage vom Gesetz vorgesehenen Sonderschulausbildung.

Oft wurden wir in den Zeiten der DDR von Besuchern und heimlichen Beobachtern, teils aus Verwunderung, teils aus Belustigung gefragt, warum wir - und die Mitarbeiterschaft des Michaelshofes bestand weithin aus jungen und nicht nur "verhinderten" Menschen - als Normale einen solchen Dienst an den sogenannten "Unnormalen" taten. Die Antwort war dann immer: "Wenn niemand die Ärmsten der Armen haben will, so ist es für die Kirche und ihre Diakonie geradezu eine Ehrensache!"

Das Lebensmotto Wicherns war das Wort aus dem 1. Johannesbrief 5, 4b: "Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat".

Und das Wort aus Psalm 34,3 war eine weitere "Leuchte unserer Füße": "Meine Seele soll sich rühmen des Herrn, dass es die Elenden hören und sich freuen".

Zum Schluss noch einmal aus einem Brief von Frau Amanda Wichern an Frau von Gadow auf Groß Potrems in Mecklenburg (leider ohne Datum):

"Eine Schule, die meinen Mann befähigt hat, den Grund zu legen und die Steine herbeizutragen zu einem Bau, der weit über unser Leben hinausreichen wird".

Pastor i. R. Ingmar Timm
Anstaltsleiter 1959-1976

ZEITZEICHEN

(Auszüge aus den Jahresbriefen)

1976

Die Botschafter wechseln, aber der Auftrag bleibt! Dies ist eine tröstliche Erfahrung, die auch für die Arbeit auf dem Michaelshof ihre Gültigkeit hat.

Nach 17 1/2 jährigem Dienst ging Pastor Timm in das Gemeindepfarramt nach Marlow. In den zurückliegenden Jahren ist viel geplant und gearbeitet, gebaut und verbessert worden. Mancherlei Opfer waren dafür nötig. Wir danken ihm für allen Einsatz und hoffen,



dass er und seine Familie, sich schon gut eingelebt haben und in Marlow recht wohl fühlen. Nach so langem Anstaltsdienst; ist der Wechsel in ein Pfarramt gewiss nicht leicht.

Auf Vorschlag des Vorstandes wählte mich die Kirchenleitung unserer Evangelisch-Lutherischen Landeskirche am 19. März 1976 zum neuen Direktor des Michaelshofes. Die Entscheidung, für dieses Amt zu kandidieren, ist mir nicht leicht gefallen, da ich gern in meiner bisherigen Gemeinde gearbeitet habe. Die Losung des 1. März 1976 "So mache dich auf, und richte es aus. Der Herr wird mit dir sein! (1. Chronik 22,16) ermutigte mich sehr, dem Ruf zu folgen.

Wir gehen durch dieses Jahr mit dem schönen Gebetswort aus dem Psalm 86,11: WEISE MIR, HERR, DEINEN WEG! Auf manchen Wanderungen haben wir alle gewiss schon erfahren, wie wichtig rechte Weisung ist! Dies gilt gerade und nicht zuletzt auch für unseren Dienst. Viele Monate hindurch haben die Glieder des Hausvorstandes die Last der Verantwortung allein getragen. Ihnen gilt ein besonderer Dank.

Am Sonntag ROGATE (Betet!), dem 23. Mai 1976 erlebten wir an einem schönen und sonnigen Mainachmittag die festliche Einführung des Leiters, die der Vorsitzende des Vorstandes des Michaelshofes- Landessuperintendent Goldenbaum- vornahm. Dabei assistierten der Landespastor für Innere Mission - Braune, Schwerin - und der Ortspastor Raudszus aus Rostock-Gehlsdorf. Die leitenden Mitarbeiter übernahmen Lesung und Gebet. Unsere viel zu kleine Kapelle war schnell bis auf den letzten Platz gefüllt. So nahm eine große Gemeinde im Garten sitzend an dem festlichen Gottesdienst teil. Wir hatten vorgesorgt und eine Übertragungsmöglichkeit vorbereitet- die Technik klappte sogar

ROGATE - Betet! - war nicht nur der Name dieses Sonntags, sondern ist ein ständiger Auftrag für alle Glieder der Kirche. Gerade für die vielen altgewordenen Glieder der Gemeinde, die oft darüber traurig sind, dass sie - wie sie sagen - nichts mehr tun können, ist es ein wichtiger Dienst, die Kirche und alle ihre Arbeit - besonders auch unsere Arbeit auf dem Michaelshof - im Gebet vor Gott zu tragen. Unser Gebet muss allerdings gedeckt sein durch die Tat und alle diakonische Arbeit ist zur Tat gewordenes Gebet.

In den ersten Junitagen hatten wir in unserem Gelände den KIRCHENTAG zu Gast. Besonderer Anziehungspunkt war das große Zelt, die "Messe der kirchlichen Dienste". Ungefähr 11000 Christen versammelten sich am Sonntag zur Schlusskundgebung, lobten und dankten Gott, ließen sich stärken und Mut machen für den Weg mit IHM. Viel Mühe und Arbeit auch unserer Mitarbeiter waren nötig für das Gelingen dieses Tages. Manche haben uns bestätigt, wie schön und wichtig es war, dass dieses Fest unserer Gemeinden eingebettet war in die Gemeinschaft der Beschwerten und Behinderten.

Not macht uns immer wieder die Wohnraumsituation. Es wäre dringend nötig, dass wir hier nachhaltige Hilfe erfahren. Mit dem Vorstand haben wir für die nächsten Jahre einen Perspektivplan für den Bausektor entwickelt. Die allernächste Aufgabe wird die Rekonstruktion unserer Waschküche sein. Außerdem ist für 1977 die Errichtung einer Werkhalle für die Arbeitstherapie vorgesehen. Eine Fülle von Reparaturen ist laufend nötig. Sie wissen alle, dass es nicht einfach ist, das nötige Material und die Handwerker zu bekommen! Wieviel Laufereien, Anrufe und Verhandlungen sind da oft nötig!

Wir planen, im Herbst 1977 mit einer eigenen Heilerziehungspflege-Ausbildung in unserem Hause zu beginnen und sind intensiv bei den Vorbereitungen.



1977

Auch im Jahre 1977 gab es für unsere Heimbewohner eine ganze Reihe von Höhepunkten. Zuerst möchte ich die Tage in Serrahn und Groß Poserin nennen. Vierundvierzig junge Leute konnten hier einen zehntägigen Urlaub erleben. Von diesen schönen Tagen der Erholung und Gemeinschaft schwärmten sie noch lange.

Bei strahlendem Sommerwetter feierten wir am 3. Juli 1977 unser traditionelles Sommerfest. Auf der Festwiese wurden sehr schöne Darbietungen mit phantasievollen Kostümen und vielen lustigen Liedern angeboten. Mit großer Begeisterung beteiligten sich alle an den gewohnten Wettspielen und sammelten ihre Gewinne ein.

Mit einem Tagesausflug nach Rügen schlossen wir das Vorjahr der künftigen Schwesternfachsülerinnen im Sommer 1977 ab. Sehr schnell hatten sie sich bei uns eingelebt und es ist ihnen nicht leicht gefallen, nun zum zweiten Ausbildungsjahr nach Ludwigslust zu gehen. Inzwischen sind sechs neue Vorschülerinnen zu uns gekommen.

Am 12. September begann mit acht jungen Leuten unsere dreijährige Ausbildung zum Heilerziehungspfleger. Auch im Jahre 1978 wollen wir einen Kurs bei uns aufnehmen. Wenn nur nicht der Raummangel wäre! Hier haben wir auch im Blick auf unsere Mitarbeiter noch immer große Probleme. Manchen guten Mitarbeiter könnten wir gewinnen, wenn wir Wohnraum zur Verfügung hätten.

Mit dem Bau der Arbeitstherapiehalle sind wir gut vorangekommen und hoffen, dass wir sie im Mai nächsten Jahres beziehen können.

Ein Sommerlager der "Aktion Sühnezeichen" und zwei Rüstzeitgruppen haben uns fleißig geholfen.

Im kommenden Jahr wollen wir an die Erweiterung des Falkhauses herangehen, damit hier endlich die Enge beseitigt wird, in der die jungen Männer leben müssen. Anschließend wollen wir uns dann an den Umbau der Scheune zur Kapelle heranmachen, damit das leidige Treppensteigen aufhören kann. 1979 ist unsere Kapelle einhundert Jahre in Nutzung.

Eine ganze Reihe von Kinderkreisen (evangelische und katholische), Jugendkreisen sowie Pfarrkonventen besuchten uns. Es gab "Einkehrtage" und vielerlei Begegnungen mit Menschen verschiedener Völker und Kirchen.

Eine besondere Freude bereiteten 20 Autobesitzer der Evangelisch-Methodistischen Gemeinde Rostock einem Teil unserer Heimbewohner. Sie fuhren mit ihnen an einem Sonntagnachmittag an die Ostsee.

Im Sommer konnten wir einigen Müttern zu einem wohlverdienten Urlaub verhelfen, weil wir ihre behinderten Kinder vorübergehend aufnahmen.

Unsere Ausbildungsleiterin hat ein langfristiges Weiterbildungsprogramm erarbeitet und führte eine Reihe von Elternseminaren durch, die alle gut besucht waren.

1978

Ich kann Ihnen berichten, dass wir am 15. Juli die neue Arbeitstherapiehalle eingeweiht haben. (Fast planmäßig!) Wir sind sehr froh, dass wir die schönen Räume haben. Im 1. Quartal 1979 erwarten wir endlich die Lieferung der raum- und arbeitsgerechten Tische aus Herrnhut.



Der bisherige Raum der Arbeitstherapie soll als Mangel- und Bügelraum eingerichtet werden.

Dankenswerter Weise erhielten wir schnell und ohne Komplikationen die Baugenehmigung für einen massiven Erweiterungsbau für unser Falkhaus. Hier wohnen bisher noch recht beengt 17 Männer, die uns täglich bei vielen Arbeiten helfen und die es endlich etwas besser haben sollen. Inzwischen ist der Rohbau schon fertig, das Dach aufgelegt, die Fenster sind eingesetzt. Es ist wirklich zügig vorangegangen. Wir hoffen, dass auch die weiteren Schritte schnell folgen können.

Für die vielen Krankenwagen, die oft störend auf dem Flur stehen, ist jetzt ein Unterstand gebaut worden.

Im Vorstand und Hausvorstand haben wir mehrfach unsere Vorstellungen für einen Umbau unseres Stallgebäudes (gegenüber dem Kuessnerhaus) in eine "Mehrzweckhalle" ausgetauscht. Jetzt macht sich der Architekt Gedanken über die Baumöglichkeiten.

Auch in diesem Jahr konnten mehrere Gruppen unserer Heimbewohner einen Urlaub in Serrahn, Kirch Mummendorf oder Groß Poserin verbringen. Sie kamen alle ganz begeistert nach Hause zurück.

Ein besonderes Erlebnis in diesem Jahr war die Konfirmation von zwölf Heimbewohnern. - Ich wünschte, Sie hätten dabei sein können! - Wieviel hatten sie gelernt und mit welchem Ernst standen sie am Altar und empfingen Segen und heiliges Sakrament. Anschließend waren wir mit ihnen, den Angehörigen und Pflegern an einer festlichen Tafel zusammen.

Im April besuchte unser Landesbischof, Dr. Heinrich Rathke, mit einer Besuchergruppe den Kirchenkreis und wir konnten einige Tage Gastgeber sein.

1979

Ein sehr schöner Tag war für uns der 24. Oktober 1979. Nach einjähriger Bauzeit konnten wir den Falkhaus- Anbau einweihen! Wie glücklich waren die 18 Männer, die jetzt hier wohnen und endlich schöne Dreibett-Zimmer haben. Das Vorzeigen und Freuen nahm kein Ende. Der Gruppenleiter hatte mit seinen Helfern einen wunderschönen Abend vorbereitet, mit den Hausbewohnern, den Mitarbeitern und den Handwerkern waren wir voller Freude und Dank und wünschen uns so sehr, dass alle Gruppen es auch einmal so haben können! Auch ein Hobbyraum ist in dem Neubau vorhanden, der im kommenden Winter ganz gewiss „belebt“ werden wird. Gewiss, es geht nur langsam voran, aber wir freuen uns über die "kleinen Schritte", die wir tun können.

Unsere Arbeitstherapie hat für Sie als kleinen Gruß und "Denkanstoß" das in Leder gefasste Foto unseres Glockenturms vorbereitet. Die Glocken rufen uns zur täglichen Andacht zusammen.

Wir konnten bei uns viele Gäste empfangen. Sie kamen u. a. aus Borsdorf bei Leipzig, Teltow, aus Frankreich, der Schweiz, der Bundesrepublik Deutschland, aus Lettland. Aus vielen Gemeinden kamen Konfirmanden und Ausflugsgruppen. Stopfkreise aus den Kirchgemeinden unserer Stadt. Auch Studenten der Medizinischen Fachschulen besuchten uns.

Am 15. September 1979 konnten wir mit einer größeren Schar von Mitarbeitern aus anderen Einrichtungen der Diakonie unserer Landeskirche und vielen Gästen den neuen Landespastor für Diakonie, Gerhard Kayatz, einführen. Es war ein schöner Festtag!



Wir wissen dem ausgeschiedenen Landespastor, Werner Braune, Dank für manchen Dienst, den er in unserem Hause in den Jahren seines Hierseins geleistet hat und wünschen ihm viel Segen in seinem neuen Amt.

In der letzten Zeit hat sich die Zusammenarbeit mit der Betriebsakademie des Gesundheitswesens in Rostock recht positiv entwickelt! Wir sind recht froh darüber. Für unsere Ausbildung ist dies eine große Hilfe.

Leider haben wir Probleme mit den Unterrichts- und noch mehr mit den fehlenden Wohnräumen! Mit letzteren hängen dann auch immer wieder Besetzungsprobleme zusammen. In unserem Zweigheim in "Reuterstadt" Stavenhagen wollen wir gerne einen "Mehrzweckraum" im Gartengelände errichten, um wenigstens etwas gegen die unerträgliche Enge zu tun. Auch hier plagen uns Besetzungslücken und Wohnraumnöte. Für unsere vielen großen und kleinen Reparaturen und Bauprobleme ist es eine gute Sache, dass wir seit dem 1. Januar 1979 einen Technischen Leiter haben.

Fast schon gute Tradition ist der Bezirksschwesterntag der Diakonieschwesternschaft. Es wimmelte von Hauben! Wir denken gern an die Begegnung und werden manche Gedanken dieses Tages weiterdenken!

1980

Eine große Zahl Sommerhilfen kamen zu uns und fanden manchmal ihren Lebensberuf. Wir freuen uns auch, wenn Medizinische Fachschulen, Ärzte oder andere Fachleute uns besuchen. Es gibt immer wieder etwas zu lernen! Durch ökumenische Hilfe wurden uns Geräte geschenkt, die in drei Gruppenbädern große Erleichterung schaffen werden.

Für unsere Schwerstbehinderten im Bodelschwinghaus fertigte unser Tischler in mühevoller Arbeit spezielle Stühle, und stabile Bänke und Tische. Unsere Haushandwerker konnten an und in Altbauten eine Reihe notwendiger Arbeiten ausführen und Verbesserungen schaffen. Es kostet uns oft rechte Mühe, geduldig zu bleiben und einen langen Atem zu haben. Unendlich viel ist noch zu tun.

Heute kam der Nikolaus reich beladen mit wunderschönen Geschenken der Kinder aus der katholischen Christuskirchengemeinde zu uns. Das wird einen Jubel geben.

1981

Unsere Ausbildung für Heimerziehungspfleger geht weiter, aber es ist nicht immer leicht, die nötige Abstimmung zwischen Theorie und Praxis, die Mitarbeiter für Unterricht und Praxisanleitung u. a. zu finden, Ermüdungserscheinungen bei den Auszubildenden zu beseitigen und optimale Bedingungen für Wohnen und Freizeit bereitzustellen.

Sehr froh sind wir, dass wir seit dem Erntedankfest einen eigenen Posaunenchor haben, der durch die Initiative der Schüler entstanden ist.

In Reuterstadt Stavenhagen (Zweigheim mit 40 Betten) konnten wir in sehr kurzer Zeit ein Therapiegebäude errichten und so wenigstens eine kleine Entlastung schaffen.

Wir haben einen Bebauungsplan für unser Gelände hier in Gehlsdorf in Auftrag gegeben. Wir sind uns klar darüber, dass wir nur in sehr kleinen Schritten auf dem Bausektor weiterkommen werden, wollen uns aber nicht selbst "verbauen" und möchten gern den Verantwortlichen ein Gesamtkonzept für eine Langzeitplanung vorlegen können.



1982

Für die Gruppe 12 (Schwerstbehinderte) planen wir einen Ersatzbau. Für diese Bauvorhaben und unsere hauseigene Ausbildung erbitten wir immer wieder Ihre finanzielle Unterstützung. Unsere Küche muss in dieser Zeit allerlei Phantasie entwickeln, damit der Speiseplan nicht zu eintönig wird.

Die Heizer haben große Probleme, um die nötige Wärmekapazität zu erreichen.

Wir konnten im abgelaufenen Jahr endlich das Löhehaus rekonstruieren, den Mitarbeiterwohnraum im Hummelbrink durch einen Anbau verbessern und ein Lager für wertvolle Materialien errichten.

Leider gelang es auch in diesem Jahr nicht, eine zusätzliche Amtsleitung für unser Telefon zu bekommen.

Uns besuchten viele Freunde aus dem In- und Ausland, aus der Ökumene und der Partnereinrichtung, Gemeinde- und Konfirmandengruppen, Auszubildende, Mitarbeiter anderer Einrichtungen, Studenten und auch der Stellvertreter des Oberbürgermeisters für Inneres und der Kreisarzt mit einigen Mitarbeitern.

Sehr gern denken wir an die Konfirmationsfeier im 3. Oktober. Zwölf Heimbewohner waren auf diesen Tag gut vorbereitet worden und gaben ein gutes "Bekenntnis vor vielen Zeugen" (1. Timotheus 6,12).

1983

Gern würden wir Sie- nicht nur an diesen Tagen - an manchem teilnehmen lassen, damit Sie etwas von der Fröhlichkeit abbekämen: z. B. beim Fasching, beim Sportfest (in diesem Jahr fand es in Züssow statt und die Teilnehmer sind stolz auf ihre Urkunden) oder beim Sommerfest mit allerlei Vorführungen und Spielen.

Die Zahl der Heimbewohner ist konstant geblieben, aber der Lebensraum hat sich nicht erweitert. Wir haben Pläne, damit wir in den nächsten Jahren den Wohnraum schaffen, der den gesetzlichen Normen entspricht. Es fällt uns schwer, wenn wir bei dringenden Aufnahmewünschen immer wieder vertrösten oder Nein sagen müssen.

Dankenswerter Weise ist uns das Wohnungsamt bei der Beschaffung von Mitarbeiterwohnraum sehr behilflich gewesen.

Im abgelaufenen Jahr konnten wir unsere Wäscherei verbessern und zusätzlichen Werkstatt- und Lagerraum schaffen. In den nächsten Wochen erwarten wir ein Notstromaggregat. Die Baufreiheit ist für den Mehrzweckbau (mit Kapelle) auch geschaffen. Wenn nur die Stempel nicht nötig wären!

Zunehmend erreichen uns Bitten, innerhalb eines diakonischen Jahres hier mitzuarbeiten. Leider sind unsere Möglichkeiten sehr begrenzt.

Große Freude bereiteten unseren Heimbewohnern am Erntedanktag Frau Samel und Tochter mit einer Tierschau. Glieder der evangelisch methodistischen Gemeinde unternahmen wieder mit solchen Heimbewohnern, die sonst nicht hinauskommen, eine Autofahrt zum "Schnattermann".

Gern denken wir an die Begegnung mit vielen Freunden unserer Arbeit: mit Auszubildenden und Studenten, mit Mitarbeitern aus befreundeten Einrichtungen in Ost und West, mit Konfirmanden und Kirchengemeinden, mit den Ehemaligen und Absolventen



unserer Ausbildung. Diese macht uns zunehmend Sorgen, da wir nicht wissen, wohin wir die Ausgebildeten geben können.

Eine größere Anzahl von Heimbewohnern konnte in Häusern unserer Kirche einen Urlaub verleben. Die Gruppe 13 tauschte mit Eisenacher Heimbewohnern. Die Eisenacher genossen die Ostsee und die Rostocker konnten auf diese Weise am "Luther- Gedenken" teilhaben. Die mitgebrachten Poster zeugen davon.

1984

In den hinter uns liegenden Monaten hatten wir viel Anlass zum DANKEN: Für viele Freunde, die unsere Arbeit mit Verständnis und Interesse, ihren Wünschen, Gebeten und Gaben begleiten; für ein Funktionsgebäude (u.a. für das Notstromaggregat), das wir fast fertigstellen konnten; dafür, dass wir die nötigen Genehmigungen erhalten und die Vorbereitungen für einen Entlastungsbau mit 54 Betten beginnen konnten, den wir in drei Abschnitten vollenden wollen; für die Verbesserung von Wohnmöglichkeiten bei mehreren Mitarbeitern. Wir erlebten interessante Gesprächsgruppen, Spielnachmittage, Konzerte (u.a. mit dem Bäckerchor und dem Kirchlichen Oberseminar Potsdam-Hermannswerder). Eine ganze Reihe von Höhepunkten bedeuteten Abwechslung und Freude für Heimbewohner und Mitarbeiter: die Feste des Kirchenjahres, Fasching, das traditionelle Sommerfest, die Autofahrt mit Gliedern der evangelisch- methodistischen Gemeinde, das Erntedankfest mit dem Lampionumzug, die Gottesdienste mit Tauf- und Abendmahlsfeiern, der Urlaub verschiedener Gruppen in entsprechenden kirchlichen Häusern.

Aber es gibt auch mancherlei Nöte, Fragen und Probleme: Immer wieder fällt es schwer, dass wir vielen Eltern in ihren Nöten nicht helfen können, weil die Aufnahmekapazität begrenzt ist. Wir warten dringend auf den Beginn der Bauarbeiten an unserer ehemaligen Scheune (Mehrzweckhalle mit Kapelle). Wir wollen baldigst zur Rekonstruktion des Karstenhauses kommen (in diesem Jahr wurden die Fenster der Vorderfront erneuert). Leider müssen wir die Ausbildung für Heilerziehungspfleger mit den Abschlussprüfungen 1987 auslaufen lassen (Gründe: Stellenplansättigung, keine Garantie jährlicher Facharbeiterqualifizierungen u. a.).

1985

Siebzehn unserer Heimbewohner wohnen jetzt 35 bzw. 30 Jahre bei uns. Am 1. Advent haben wir mit ihnen und (soweit vorhanden) mit ihren Angehörigen ein Dank- und Erinnerungsfest gefeiert. Unser schönes Funktionsgebäude haben wir "mit Leben erfüllt". Das Notstromaggregat hat seine Probe bestanden. Nach langer Wartezeit wird uns jetzt ein Multicar geliefert.

Die Arbeiten am Heimbewohner- Entlastungsbau konnten weitergeführt werden. Probleme gibt es beim Bauen ja reichlich. Die nächsten Jahre werden wir damit zu tun haben. 1986 rechnen wir mit dem Erweiterungsbau unseres Heizhauses, leider brauchen wir einen zweiten Schornstein. Die vielen Baustellen lassen unser Gelände zu unserem Bedauern manchmal recht unordentlich erscheinen.



1986

Gerade komme ich zurück von einer schönen Feier mit unseren Heimbewohnern, die jetzt 35 Jahre hier wohnen. Fröhlich- besinnlich waren wir mit ihren Angehörigen und Freunden beieinander. Dankbar schauen wir Mitarbeiter zurück auf die vergangenen Tage dieses Jahres. Viele haben uns geholfen bei Behörden und Einrichtungen. Viele haben uns besucht, aus Ost und West, aus Kirchen und Gemeinden, Berufsgruppen und Einzelpersonen, wiederholt unter ihnen unser Altbischof D. Dr. Beste DD. Sie alle haben uns bereichert mit ihren Gaben und Gedanken.

Voller Freude konnten wir am 22. November 1986 bei unserem ersten Ersatzbettenbaus das Richtfest feiern. Langsam aber stetig geht es voran. Mitarbeitern aus dem Baubüro Berlin gilt unser Dank, die uns trotz vieler Verpflichtungen geholfen haben.

Die Arbeitsbedingungen in unserer Waschküche konnten verbessert werden. Das Bodenschwingh- und das Löhehaus bekamen einen hellen Farbanstrich.

Schmerzlich ist es für uns, dass Schwester Heidi nach 22- jährigem treuen Leitungsdienst in unserem Hause vorzeitig in den Ruhestand gehen muss. Wir danken ihr für unendlich viel Kraft und Liebe, die sie in unser Haus hineingegeben hat. Beten Sie bitte mit uns um die rechte Nachfolge für diesen wichtigen Dienst. Weitere langjährige Mitarbeiter werden im kommenden Jahr in den verdienten Ruhestand gehen, andere werden wechseln. Wir wünschen ihnen allen Gottes gutes Geleit.

Die letzten Prüfungen der Heilerziehungspfleger waren eine rechte Freude. Jetzt haben wir nur noch vier Schüler im Aufbaukurs beim Diakonischen Qualifizierungszentrum in Berlin.

Dankbar sind wir immer wieder für die vorbildliche stomatologische Betreuung durch die Kinder- und Jugendzahnklinik Rostock.

Manches wurde geschafft, sehr viel bleibt zu tun! Das Dach des Wichernhauses hat bei dem letzten Sturm ziemlich gelitten! An unseren alten Gebäuden sind dringende Renovierungsarbeiten angezeigt. Für Arbeit bis zum Jahr 2000 ist also gesorgt!

1987

Im Jahre 1987 sind in unserem Hause eine Reihe einschneidender Veränderungen eingetreten: Am 5. März 1987 begann Hartwig Lauck aus Guben bei uns seinen Dienst als Oberpfleger. Zunächst kommissarisch; die Berufung durch den Vorstand erfolgte dann zum 1. September 1987. Am 12. März 1987 haben wir Schwester Heidi Fromhold-Treu feierlich verabschiedet und hoffen sehr, dass sie einen frohen und erfüllten Ruhestand haben kann.

Nach 35 Dienstjahren in unserem Hause traten Diakon Werner' und seine Frau am 10. November 1987 in den verdienten Ruhestand. Wir danken ihnen für sehr viel treuen Einsatz.

Aus gesundheitlichen Gründen wird unser Verwaltungsleiter vorzeitig in den Ruhestand gehen müssen. Wir wissen zur Zeit nicht recht, wie wir die bestehenden Lücken (durch Krankheit und Schwangerschaftsurlaub) in der Verwaltung schließen sollen. Bitte seien Sie nicht böse, wenn unsere Dank- und Eingangsbestätigungen manchmal etwas auf sich



warten lassen. Auch in unserer Zweigeinrichtung in Reuterstadt Stavenhagen hatten wir immer wieder Besetzungssorgen.

Wir hoffen, dass im Sommer 1988 die Gruppe 11 in das erste Ersatzbettenhaus umziehen kann. Zwei Kirchgemeinden haben uns zu erkennen gegeben, dass sie jeweils für ein Zimmer die Kosten der Möblierung übernehmen wollen. Darüber freuen wir uns sehr.

Leider bekommen wir die Kessel für die dringend notwendige, Heizhauserweiterung erst Anfang 1988. Die Arbeiten an unserer Mehrzweckhalle (Kapelle) wurden leider wiederum um ein Jahr verschoben. Wir können berichten, dass das Wichern- und Behmhaus neue Dachrinnen erhalten haben. Im Jahr 1988 soll ein Mitarbeiterwohnhaus entstehen.

vorbereitet und durchgeführt. So erlebten wir ein schönes Sommerfest bei herrlichem Wetter, das Erntedankfest und den Martinstag. Wir feierten auch wieder das Heimbewohnerjubiläum (35 Jahre bei uns) und am 1. November 1987 die Konfirmation von zwölf Heimbewohnern. "Bei dir Jesu, will ich bleiben", war ihr schlichtes und eindrückliches Bekenntnis.

1988

Einschneidende Veränderungen hat es auch im Jahre 1988 in unserer Einrichtung gegeben: Am 31. Juli 1988 trat unser langjähriger Verwaltungsleiter, Diakon Christoph Mühlichen, aus gesundheitlichen Gründen in den vorzeitigen Ruhestand. Er hat seine Kraft und sein umfangreiches Wissen in den Dienst unseres Hauses gestellt. Besonders wichtig ist ihm dabei gewesen, "dass wir an ihm bleiben, dem treuen Heiland". Wir danken ihm für sehr viel treuen Einsatz und wünschen ihm einen erfüllten und behüteten Ruhestand.

Auch in diesem Jahr gab es bei uns ein umfangreiches Baugeschehen, obwohl sich unsere vielen Pläne nicht annähernd erfüllen ließen:

Das erste Ersatzbettenhaus konnte noch nicht bezogen werden. Vor allen Dingen gestalteten sich die Arbeiten an den Abwasseranlagen schwierig und zeitaufwendig.

Leider konnten die dringend nötigen Heizkessel und Pumpen bisher nicht eingebaut werden. So wird es wohl erst im Sommer 1989 zum Einzug der Gruppe 11 kommen können.

Die Arbeiten an unserer Mehrzweckhalle (Kapelle) begannen zwar im Juni verheißungsvoll, wurden aber im Oktober beendet. Im neuen Jahr soll es weitergehen. Hoffentlich!

Die Rohbauübergabe des Mitarbeiterwohnhauses war für den 31. Dezember 1988 vorgesehen. Bis jetzt sind wir über das Fundament nicht hinaus gekommen. Auf vielen Gruppen haben wir bedrängende Besetzungsprobleme. Manche Mitarbeiter sind wenig belastbar, andere ständig überlastet.

Besonders beeindruckt waren unsere Heimbewohner vom Besuch Seiner Eminenz des Großmuftis des Königreiches Jordanien und einer Delegation aus verschiedenen christlichen Kirchen seines Landes. Der Empfang aus Anlass des Kirchentages fand in unserem Saal statt. Hier kam es zu einer Fülle guter Begegnungen.

1989



Eben erfahre ich, dass eine treue Mitarbeiterin (46), die 29 Jahre bei uns tätig war, heimgerufen worden ist. Nicht nur die Angehörigen, auch uns trifft dieser Verlust hart, zumal seit Mai dieses Jahres 24 Mitarbeiter ausgereist oder einfach weggeblieben sind. Für unsere Heimbewohner und die Zurückgebliebenen ist manches Problem entstanden. Inzwischen sind zwei neue Mitarbeiter gekommen, aber es dauert ja seine Zeit bis wieder ein "Familienleben" möglich ist.

Notvoll ist es, dass wir so viele Aufnahmewünsche nicht erfüllen können. Wir konnten 1989 nur in drei Fällen helfen und diese Situation wird ähnlich bleiben.

Über das Baugeschehen berichte ich Ihnen in einer Mischung von Freude, Resignation und Zorn. Unserem Technischen Leiter mit seinen Bauleuten vorangekommen sind. Aber die konfuse Plan- Miss- Wirtschaft hat sichtbare Zeichen hinterlassen:

- die Erweiterung des Heizhauses konnte nicht erfolgen, d. h. der neue Ofen steht bis heute nicht;
- der Heizkanal konnte nicht völlig abgedeckt werden, weil etwa 50 Platten fehlen;
- das Ersatzbettenhaus 1 konnte nicht bezogen werden, weil es nicht geheizt werden kann (daneben sind noch Fußbodenleger-, Tischler- und Malerarbeiten nötig);
- die Kapelle (Mehrzweckhalle) bekam zwar ein neues Dach, aber nun tut sich nichts weiter;
- das Mitarbeiterhaus wurde nicht fertig (Hilfe, mit der wir rechneten, blieb leider aus).

Ob dies in der Zukunft besser wird? Hoffentlich! Denn für viele Heimbewohner ist das Leben unter den gegebenen Bedingungen eine Zumutung.

Wie in vielen anderen Städten finden auch in Rostock Fürbittandachten und Friedensgottesdienste statt; viele Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen sind regelmäßig dabei. Ohne Gewalt wird die Wende im Herbst herbeigeführt. Nach Jahrzehnten der Trennung können alle Deutschen ohne Grenzen wieder ein Volk sein.

Es besuchten uns eine große Zahl von Konfirmanden-, Frauen- und Gemeindegruppen, Berufskollegen, gute Freunde und ehemalige Mitarbeiter, Partner und Reisegruppen u. a. aus der BRD, aus Japan, England und Frankreich.

Gemeinde-, Propstei- bzw. Diakonietagen und wirkten bei der Programmgestaltung mit.

Leider konnte auch in diesem Jahr der Umzug von 14 Heimbewohnern aus Stavenhagen nach Weitin nicht vollzogen werden. Wir sind froh, dass wir eine Krankenschwester für den Dienst gewinnen konnten, nachdem auch dort ein Mitarbeiter ausgereist ist.

Besondere Freude brachte uns der Eberswalder Posaunen- und der Dabeler Handglockenchor sowie der "Zauberer" Mr. Beyfall.

1990

Es erfüllt uns mit Freude, dass nun auch für unsere Heimbewohner das Recht auf Bildung gilt. Was in mühsamer Förderarbeit begonnen wurde, kann nun kontinuierlich fortgesetzt werden. Wir haben unser Interesse an der Eröffnung einer G-Schule bekundet. Wir hoffen sehr, dass wir in absehbarer Zeit die Anerkennung für eine eigene "Werkstatt für Menschen mit Behinderung" erhalten. Endlich konnte das erste Ersatzbettenhaus fertiggestellt werden. Der Umzug soll nach dem Fest erfolgen. Zwei Braunkohleöfen wurden in Betrieb genommen. Eine Dauerlösung ist das allerdings nicht. So denken wir, dass unsere Heizung 1991 auf ein anderes Medium umgestellt werden muss. Neue Grünflächen konnten angelegt werden.



In allem steckt viel Fleiß von Mitarbeitern und Heimbewohnern, die alle kräftig zugepackt haben.

An der Kapelle wurde leider nicht weitergearbeitet, und auch das Mitarbeiterwohnhaus wurde nicht fertiggestellt. Zusagen von Firmen vorhanden. Der Umzug unserer Heimbewohner von Stavenhagen nach Weitin war auch in diesem Jahr nicht möglich.

Die Telefonverbindungen sind weiterhin so schlecht geblieben. Wir bemühen uns inzwischen seit 18 Jahren wenigstens um eine zweite Amtsleitung.

Natürlich machen uns die gepfefferten Preise mit den Folgen der Währungsumstellung Not.

Über aller Arbeit wurde das Feiern nicht vergessen: Fasching, Sommerfest, Sportfest; Erntedankfest, Martinsfest, um nur einige Höhepunkte zu nennen. Viele Heimbewohner konnten auch in diesem Jahr einen Urlaub machen.

Aber auch Tagesfahrten in die westlichen Gefilde wurden unternommen, z. B. zum Hansa- Park, zum Weihnachtsmarkt nach Ratzeburg.

Die traditionelle Autofahrt durch methodistische Freunde fand im September statt. Die Skala der Automarken hatte sich gewaltig verändert. Es war wieder ein froher Tag. Erfreut sind wir über den Dienst der Zivildienstleistenden in Stavenhagen und Rostock. Sehr dankbar sind wir den vielen Helfern und Spendern, die uns in dieser Zeit treu geblieben sind.

Ganz spontan halfen uns Schwestern und Brüder aus Lemgo und Lübeck, aus Hamburg und Düren, Gemeinden und Einzelpersonen, Gruppen und Firmen, Institutionen, Betriebe und Soldaten. Wir erlebten bewegende Zeichen von Hilfsbereitschaft und Zusammengehörigkeitswillen. Gott vergelte es Ihnen allen.

Bei allem Wechsel und Wandel, unter allen Freuden und Belastungen, bei allen Änderungen und Veränderungen, sind unsere Heimbewohner die gleichen freundlich-fröhlichen oder verstört- stillen Menschen geblieben, nur- auch sie sind älter geworden.

1991

Das Jahr der Bürokratie - 1991 - geht seinem Ende entgegen. Wir sind sehr froh darüber, dass wir seit Anfang September eine Ölheizung haben. Im Augenblick sind noch einige "Kinderkrankheiten" zu überwinden, aber es ist schon schön, dass der ganze Hof nicht mehr voller Kohlen liegt, keine Mengen von Asche anfallen und keine dicken Rauchschwaden zum Himmel steigen.

Auch in Stavenhagen konnten wir eine Ölheizung in Betrieb nehmen. Endlich hat die Ofenheizerei ein Ende gefunden. Wir hoffen und wünschen sehr, dass auch in Lieblingshof bald der Heizungsbau beginnen kann.

Seit dem 1. Juli 1991 sind wir Träger des geschützten Behindertenwohnheimes in Lieblingshof. Hier wohnen 25 junge Leute. Wir wünschen uns, dass Mitarbeiter und Heimbewohner ganz schnell in unsere Gemeinschaft hineinfließen. Für den Umbau des Hauses haben wir Pläne anfertigen lassen, aber die Realisierung wird eine teure Angelegenheit werden. Ziel ist, dass dann 30 Bewohner in schönen Zwei- Bett- Zimmern mit Nasszellen wohnen können. Das Haus in Stavenhagen konnten wir durch den Einbau von neuen Bädern und Toiletten, durch die Herausnahme der Öfen und die Einbeziehung der bisherigen Leiterwohnung in den Heimbereich wirklich verbessern. Beim Umbau



stellte sich heraus, dass einige Balken von Schwamm befallen waren. So wurden die Umbaukosten weit umfangreicher als geplant. Darum bedauern wir noch mehr, dass die beantragten Fördermittel nicht bewilligt wurden. Zu unserer großen Freude stellte uns die Stadtverwaltung eine Baracke zur vorübergehenden Nutzung als Werkstatt für Behinderte (WfB) zur Verfügung.

Am 1. November, 1991 feierte das Heim das 125-jährige Jubiläum seines Bestehens mit einigen festlichen Veranstaltungen. Seit 1956 gehört die Einrichtung zum Michaelshof. 38 Männer haben in der Ivenacker Straße 3 ihr Zuhause.

Im Juni haben wir mit der ersten Klasse unserer G-Schule begonnen. Allerdings in einem beengten Raum.

Die Werkstatt für Behinderte (WfB) arbeitet leider auch noch in Noträumen. Das hindert uns daran, junge Mitarbeiter aus der Stadt einzustellen und so auch kompliziertere Arbeiten übernehmen zu können. Leider sind ja gerade viele Behinderte durch die Betriebsschließungen und -umgestaltungen auf die Straße gesetzt worden. Dankbar sind wir für jeden Hinweis, wo günstige Arbeitsaufgaben vorhanden sind, die wir mit schwachen Kräften übernehmen können. Für etwa 80 Heimbewohner kommt die Schule zu spät und ist die Arbeit unmöglich. Sie erhalten ein breit gefächertes Angebot verschiedener Fördermöglichkeiten, die gern angenommen werden. Das erste Bettenhaus ist jetzt bewohnt. Für Gruppe 11 hat die Beengung, das Schlafen in Doppelstockbetten u. a. ein Ende. Für zwei weitere Häuser haben wir die Pläne inzwischen umarbeiten lassen, für die Realisierung brauchen wir allerdings einen "Goldesel". Die Telefonverbindungen sollen bis zum Jahresende verbessert sein.

Das Mitarbeiterhaus wird hoffentlich bis zum Jahresanfang bezogen werden können. Dann wird wieder Raum für eine Gruppe frei und im Wichernhaus auch eine spürbare Wohnverbesserung für zwei Gruppen ermöglicht. Wegen eines gröberen Mauerrisses im Behmhaus werden wir Sicherungsmaßnahmen treffen müssen. Unsere Heimbewohner sind größer, älter und schwergewichtiger geworden. Eine große Anzahl Rollstuhlfahrer befindet sich darunter. Deshalb wird der Einbau von Fahrstühlen im Kuessner- und Wichernhaus dringlich (ca. 650.000,- DM).

Die politische Wende in unserem Land hat auch uns Mitarbeiter in der Behindertenhilfe vor viele neue Aufgaben gestellt; Projekte müssen überdacht und Gesetze mit Inhalt gefüllt werden.

Der Michaelshof ist dem Diakonischen Werk der Evangelischen Kirchen in Deutschland angeschlossen und hat als Mitglied eines freien Wohlfahrtsverbandes Anspruch auf Erstattung der Pflegekosten. Diese decken die allgemeinen Kosten, reichen aber nicht aus, um alle Maßnahmen zu finanzieren, die zur Verbesserung der Lebens- und Bildungsbedingungen unserer Heimbewohner nötig sind.

Wir sind auf Menschen angewiesen, die unsere Arbeit finanziell unterstützen. Vielen treuen Helfern und Spendern aus der Nähe und der Ferne, verschiedenen Hilfsgemeinschaften, Clubs, Firmen und Institutionen sind wir zu großem Dank verpflichtet für freundliche und großzügige Unterstützung, für Hilfe und Rat.

1992

Wir haben uns zu früh gefreut. Das Jahr 1992 hat uns noch tiefer in die Geheimnisse der Bürokratie hineingeführt! Heimverträge mussten erstellt und geschlossen werden; dabei



stießen wir nicht immer auf Verständnis bei den Angehörigen. Das 1992 in Kraft getretene Betreuungsgesetz erforderte oft mühevollle Kleinarbeit. Die diversen Gehaltsveränderungen, die ja im Prinzip große Freude auslösen, brachten viel Arbeit am Computer und Kopierer mit sich. Was wird da für eine Menge Papier verbraucht.

Im Rückblick auf das Jahr 1992 fragen wir: Was ist geworden aus unseren Erwartungen, Wünschen und Plänen, Hoffnungen und Träumen? Dankbar stellen wir fest: "Wenn wir jetzt weitergehen, dann sind wir nicht allein. Der Herr hat uns versprochen, bei uns zu sein." Dies haben wir reichlich erfahren. Wir hatten die nötigen Mitarbeiter und die erforderliche Kraft. Uns besuchten Freunde aus der Nähe und der Ferne, viele halfen uns mit ihren kleinen und großen Gaben. Wir konnten in Lieblingshof eine neue Heizungsanlage errichten und die Sanitäranlagen verbessern. Die lästige Arbeit mit den vielen Öfen ist endlich Vergangenheit. Im Wichern- und im Kuessnerhaus konnten Aufzüge installiert werden. Sie stellen eine große Erleichterung für die Mitarbeiter und die vielen nicht gehfähigen Heimbewohner dar. Allerdings sind die entstandenen Kosten (650 000,- DM) nicht unerheblich. Die Rekonstruktion des Behmhauses, in dem sich unsere Verwaltung befindet, konnte abgeschlossen werden. Endlich - noch 18 Jahren Wartezeit - haben wir ausreichende Telefonanschlüsse bekommen (0381 / 645-0).

Eine Firma schenkte uns die Lohnkosten für die Fertigstellung einer großen Grünanlage hinter dem Wichernhaus und die Anlage eines gepflasterten Weges um das Wichernhaus herum. Die Materialkosten haben wir gern getragen. Die Mitarbeiter der Firma waren mit großer Einsatzbereitschaft und Freude bei der Arbeit. Viel, eigentlich zu viel, hat sich nicht erfüllen lassen, weil die Mittel dafür fehlten.

Für manche Eltern ist ganz unverständlich, dass alles so langsam vorangeht. Sie haben sich alles ganz anders gedacht.

Wir können nur immer wieder zur Geduld aufrufen, denn es werden enorme Mittel gebraucht, um den jetzigen Stand in den alten Bundesländern zu erreichen. Für unsere Einrichtungen wären dies allein ca. 50 Millionen Mark. Diese gewaltigen Summen wird man nur in einem längeren Zeitraum zur Verfügung stellen können. Daneben erscheint uns das Beantragungsverfahren überaus umständlich und langwierig angelegt zu sein. Das sind oft reine Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen. Gewiss muss alles bezahlbar bleiben, was wir tun. Aber wichtig ist, dass der Mensch im Mittelpunkt allen Handelns bleibt und nicht der Parteienstreit, die Macht und die Mark an seine Stelle treten.

Unsere Vorstellungen für die Errichtung neuer Wohnhäuser haben wir im Sozialministerium vorgelegt. Der Architekt arbeitet im Augenblick an den Zeichnungen für eine Werkstatt für Behinderte auf unserem Gelände. Bisher ist es leider nicht gelungen, den geplanten Schulbau zu errichten, weil die vorgesehene Ausführung an feuerpolizeilichen und anderen Vorschriften scheiterte. So wird der Unterricht weiterhin in "Noträumen" durchgeführt. Dies erfordert von allen Seiten ein Übermaß an Kraft und Geduld. Dennoch war die erste Zeugnisübergabe nach beendetem Schuljahr ein freudiger Anlass und ein festlicher Tag für Eltern und Schüler sowie ihre Lehrkräfte.

Zu unserer Freude erhielten wir im November durch das Sozialministerium Schwerin Fördermittel für eine Reihe von Bauvorhaben, die nun abgeschlossen werden können.

Wir freuten uns sehr über den Besuch unseres Ministerpräsidenten, Dr. Seite, der schon eine Woche noch seiner Wahl zu uns kam, mit seiner Gattin und Senatsmitgliedern aus Rostock, an unserem Gottesdienst teilnahm und anschließend Zeit für ein intensives Gespräch mit leitenden Mitarbeitern der Einrichtung hatte. Der Verein "Bremer helfen



Rostockern" schenkte uns Stühle für unseren Speisesaal. Wir sind sehr froh darüber, denn an den bisherigen konnte man die letzten Mahlzeiten "ablesen." Eine Spende, die unser Ministerpräsident übergeben hat, wird für die Verbesserung der Sanitäreinrichtung unserer Gruppe 10 sorgen. Zwei Gruppen erhielten durch großzügige Hilfe von Freunden sehr schöne Badeeinrichtungen. Im "Katharinenstift" in Stavenhagen konnten weitere Verbesserungen für die Wohn- und Lebensbedingungen u. a. durch den Einbau neuer Fenster erreicht werden. Hier halfen uns wiederum Freunde aus Altena und Werdohl.

Bei einer Tombola unterstützte uns Herr Hoffmann aus Bremen mit dem Freizeitclub "Fröhliche Freizeit", der eine Reihe von Firmen zur Stiftung von Preisen gewonnen hatte.

Bei uns meldeten sich eine ganze Reihe junger Leute für den abzuleistenden Zivildienst. Leider kamen am Ende nur zwei. Manchen war die Arbeit zu nervig, für Auswärtige fehlt uns der Wohnraum. Mit der Mehrzahl der bisherigen Zivildienstleistenden haben wir sehr gute Erfahrungen gemacht.

Inzwischen wurde auch bei uns ein Förderverein der Eltern und Freunde des Michaelshofes gegründet.

Besondere Sorgen macht uns der enge Stellenplan für den Wohnbereich. Oft fehlen für einen "verdünnten" Besetzungsmodus einfach die technischen Voraussetzungen. Auch im Bereich der Weiterbildung ist noch viel zu tun, damit besonders im pädagogischen Bereich Versäumtes

holt werden kann. Die Verhandlungen über die sogenannten kostendeckenden Pflegesätze gestalten sich nicht gerade zu freudigen Ereignissen, aber dies ist ja auch wohl nicht beabsichtigt. Hier müsste die Liga der Wohlfahrtsverbände mehr Vorarbeit leisten und gemeinsam handeln. Wenn es ums Geld geht, dann ist es bekanntlich immer schwierig.

Begeistert erlebten unsere Heimbewohner auch in diesem Jahr das Sommerfest. Besondere Attraktionen waren dabei: die Feuerwehr - mit "Tatü tata" durfte man im Löschzug mitfahren -, die Kremserfahrten, die große Springburg, eine ganze Reihe von Vorführungen und selbstverständlich jede Menge Eis und Kuchen. Gern nehmen unsere Bewohner die regelmäßigen Discoververanstaltungen an, die mit großer Einsatzbereitschaft und viel Liebe von unseren Mitarbeitern vorbereitet werden. Wir konnten im abgelaufenen Jahr die Kontakte zu unserer langjährigen Partnereinrichtung - Eben- Ezer in Lemgo - weiter ausbauen, festigen, erneuern. Einen interessanten Gedankenaustausch hatten wir mit den Mitarbeitern der Universität Tübingen, die an dem Forschungsobjekt: "Lebenswelten behinderter Menschen" arbeiten. Dazu können wir nur festhalten: Es bleibt noch viel zu tun im Osten und im Westen.

1993

Freudig oder schmerzlich denken wir an all das, was wir uns beim Jahreswechsel vorgenommen hatten und vergleichen es - vielleicht ein

des Zweiten Deutschen Fernsehens in Mainz, das uns die "Aktion Sorgenkind" schenkte. Es hat gleich am Eingang Uferstraße neben dem Falkhaus seinen Platz gefunden und wird von fünf Männern des Falkhauses bewohnt. Am 6. September 1993 war Baubeginn und am 7. September 1993 konnten wir das Richtfest feiern. Wir sind den Spendern sehr dankbar, aber auch den zuständigen Bauämtern und Behörden unserer Stadt, die in kürzester Frist die nötigen Genehmigungen erteilten.



Die Gruppe 4 konnte in die sehr schön umgestaltete bisherige Wohnung des Direktors einziehen. Liebe Freunde aus Hamburg halfen uns bei der Möblierung.

Die freigewordenen Räume möchten wir 1994 gern für die Gruppe 5 umbauen, dafür fehlen zur Zeit allerdings noch die nötigen Mittel.

Zum Jahresende werden zwei Heimbewohner eine eigene Wohnung in der Fährstraße 22 beziehen. Bei der Realisierung halfen uns u. a. der "Verein Hilfe zur Selbsthilfe Bremer helfen Rostockern" und die WIRO.

Am 24. Oktober wurden acht junge Leute konfirmiert. Das war ein besonders schöner Festtag für uns alle im Michaelshof. Es waren Angehörige, Paten und Freunde gekommen.

Mehrfach waren Beratungen im Sozialministerium zu führen, die immer in einer guten Atmosphäre verliefen und bei denen wir viel Verständnis fanden.

Am 18. Oktober konnten wir die Rekonstruktion unseres alten Heizkanals beginnen, u. a. wird dabei auch die Warmwasserbereitstellung dezentralisiert.

In einer wirtschaftlich schwieriger gewordenen Zeit wird der Weg zur Angleichung an die Altbundesländer noch länger und beschwerlicher werden. Mit zehn bis zwanzig Jahren wird zu rechnen sein, aber niemand konnte im Ernst erwarten, dass vierzig Jahre in drei Jahren vergessen sind.

So wird auch ein Um- und Ausbau in Lieblingshof noch etwas auf sich warten lassen.

Der ehemalige Kuhstall ist weiterhin eine Investruine. Wir wollen hier- wenn einmal die Mittel dafür vorhanden sind- ein Zentrum für Bewegung, Beschäftigung und Förderung für die ca. 80 Bewohner einrichten, die nicht zur Schule bzw. zur Arbeit gehen können.

Guter Rat und gute Gedanken von Architekten und anderen Fachleuten, die die Entwicklung des Michaelshofes zu einer Einrichtung, in der sich unsere Behinderten auch später noch wohl fühlen können, voranbringen wollen, sind uns immer wieder angeboten worden. Es stimmt uns aber auch missmutig, wenn sie aus Ersparnisgründen größtenteils dem Rotstift zum Opfer fallen und am Ende wieder genormte Vorgaben übrigbleiben.

1994

Zu großen Freude überreichte uns am 24. Februar 1994 der Landtagspräsident, Herr Prachtl, in Neubrandenburg den Siemerling-Preis (20.000 DM und Bronzeplastik als 1. Sozialpreis des Dreikönigsvereins). Frau Bischöfin Maria Jepsen aus Hamburg hielt dabei die Laudatio.

Am 4. März 1994 erfolgte die offizielle Einweihung des ZDF- Hauses aus dem Fernsehgarten in Mainz, dabei wurde ein Film für die Aktion Sorgenkind gedreht, der inzwischen auch ausgestrahlt ist. Unsere fünf Hausbewohner sind glücklich. Es ist alles sehr schön und gemütlich eingerichtet.

Im März war eine kurze und herzliche Begegnung in unserer langjährigen Partnereinrichtung Eben- Ezer in Lemgo möglich und in der evangelisch- reformierten Gemeinde Voßheide, die uns wiederholt durch ansehnliche Spenden geholfen hat. Fleißige Frauenhände hatten u. a. einen prächtigen Basar erarbeitet und durch kunst- und wertvolle Beiträge (z. B. ein Backbuch selbst hergestellt) viel Freude bereiten können.

Nach dem Besuch unseres Oberbürgermeisters, Prof. Dr. Dieter Schröder, bekamen wir die Zusage, dass sich neben dem Kultusministerium auch die Kommune bei der Finanzierung unseres Schulneubauprojektes in den Jahren 1994 bis 1997 beteiligen wird.



Inzwischen wird weiter an der Realisierung des Vorhabens gearbeitet. Im Augenblick befinden sich die Unterlagen zur Prüfung bei der Oberfinanzdirektion und im Bauordnungsamt. Hoffentlich nimmt dies nicht zu viel Zeit in Anspruch.

Zu einem ausführlichen Gedankenaustausch kam es anlässlich des Besuches der Landesbehindertenbeauftragten der Bundesländer am 29. April 1994 in unserem Hause.

Am 6. Mai 1994 besuchten uns Sozialminister Dr. Gollert, Dr. Holzhausen aus dem Ministerium und Senator Dr. Danke. Bei einem Rundgang konnten die erreichten positiven Veränderungen, aber auch die vielen Defizite und Beengungen festgestellt werden. Für die geplanten Vorhaben wurde uns- im Rahmen der Möglichkeiten - Unterstützung zugesagt.

Wir haben die Hoffnung nicht aufgegeben, dass wir für die Werkstatt für Menschen mit Behinderung (WfB) und das neue Wohnheim noch 1994 die Grundsteine legen können. Leider kommt es immer wieder zu Verzögerungen durch die Bürokratie. Wir bedauern das sehr und wären gern schon viel weiter. Manche Eltern und Mitarbeiter werden ungeduldig und beklagen sich. Das ist durchaus verständlich. Nur kann es einen Baubeginn erst geben, wenn schriftlich dafür grünes Licht vorliegt, weil sonst alle Fördermittel gestrichen werden.

Die Arbeiten am Heizkanal konnten abgeschlossen und in den Häusern eine dezentrale Warmwasserbereitung installiert werden.

Dringend warten wir auf Mittel für die Umbauten der Gruppe 5 im Wichernhaus, die Sanierung des Wirtschaftsgebäudes (Dach und Fenster) und der Sanitäranlagen im Kuessnerhaus, die Erneuerung der Fenster in Lieblingshof sowie den Bau der Werkstatt in Kröpelin.

Wir bedauern, dass die Fähre keine Rollstühle befördern kann und hoffen, dass dies bald wieder möglich sein wird.

Erfreulich war für uns, dass eine Reihe Spenden bei uns eingingen, die anlässlich von Festen, Jubiläen oder Firmengründungen gestiftet wurden. Sie sind uns eine große Hilfe, da wir für viele unserer Maßnahmen und Pläne größere Eigenbeträge erbringen müssen.

Udo Struck

Direktor des Michaelshofes seit 1976

Erinnerungen!

Schwesterndienst im Michaelshof

Der Michaelshof hat viele Veränderungen erlebt.

Ich war vom 1. September 1950 bis 31. August 1963 als Diakonieschwester dort.

Es war gerade der kritische Punkt erreicht, dass die Kinder und Jugendlichen aus dem kirchlichen Raum verlegt werden mussten. Der Michaelshof öffnete seine Tür für Behinderte und Schulunfähige. Am 9. November 1950 kamen sieben Kinder, z.T. auch schwer körperbehindert. Unsere Heizung war noch nicht zugange. Unsere Räume und Betten waren noch ärmlich und hart. Nach kurzer Zeit waren es ca. 90 Behinderte, vom Kleinstkind bis zum Jugendlichen, Jungen und Mädchen. Pastor Kuessner fing alle



Unruhe ab mit der Tagesordnung: 9.00 Uhr Kinderandacht in der Kapelle und mit Aufgabe von Liedern. Es war eine Wohltat und bald konnten unsere Kinder viele Gesangbuch-Lieder, die 10 Gebote, Wochensprüche. Das war unser "Rüstzeug".

Eine Fachausbildung in Heilerziehung hatten wir damals noch nicht, wurde aber durch die Diakonieschwesternschaft angestrebt.

Wir haben viele Feste gefeiert, hatten viele Gemeindebesuche und Besichtigungen. Es gab auch Beschäftigungen in der Gärtnerei für die größeren Mädchen und Jungen.

Wir bekamen viele Sachspenden - Säcke voll - und mussten den inzwischen leergewordenen Kuhstall und den Kornboden damit belegen.

Die ersten Jahre waren schwer, die Sozialfürsorge hat sich sehr schwer getan, Pflegekosten zu übernehmen. So waren wir schon dankbar für die Spenden, und unsere Kinder waren auch gut gekleidet, wenn am Samstag 17.00 Uhr für alle Wochenschlussgottesdienst in der Kapelle war. Als Altar diente ein Tisch - ich hatte das Gefühl, es war das schlechteste Möbelstück der Anstalt - behängt mit einem Betttuch. Wir färbten bald eine Decke rotbraun, konnten auch ein Antependium herstellen.

Zu einem Geburtstag von Pastor Kuessner gelang es, ihn mit einem richtigen Altar zu überraschen. Auch neue Leuchter erwarben wir. Und Freude und Stolz ob dieser Erneuerungen waren sehr groß. "Wir", das sind die ersten Diakonieschwestern in der Arbeit auf dem Michaelshof, waren sehr phantasie reich und willig. So entstand auch eine Weihnachtskrippe mit Figuren, die - weil Drahtgestelle - veränderte Stellungen einnehmen konnten, je nach Lesung der Weihnachtsgeschichte.

Feste zu feiern war immer Anlass zu Phantasie und Freude - Erntedankfest - Kinderfest - Geburtstage des Anstaltsleiters und die Geburtstagsfeiern auf den Gruppen sowie Weihnachten. - 72 kg Mehl wurden zu Pfefferkuchen verbacken. Ich verwahrte die Reste, im August habe ich sie auf dem Spielplatz an einem gewöhnlichen Sonntag verteilt.

Mich überfallen die Erinnerungen und ich hoffe, mit diesen Zeilen niemanden zu langweilen.

Dem Michaelshof wünsche ich weiterhin Gottes Geleit und Segen und liebevolle Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen,

Schwester Christine Neuhaus

Leitende Schwester, tätig 1950- 1963 im Michaelshof

Ein besonderer Nachruf

Am 30. August 1994 ist Horst St. gestorben. Er hatte einen friedlichen Tod, nachdem manche Atemnot überstanden war. Schwester Gudrun, Frau Doktor und seine Verwandten waren bei ihm. Als die Glocke des Michaelshofes läutete, kamen noch Freunde, um Tschüss zu sagen.

Wer war er, Horst?

Jedem auf dem Michaelshof wohl bekannt - jeder hat ganz spezielle Erinnerungen an ihn. Für Mitarbeiter und Heimbewohner ein Freund und Kumpel - zugegeben, ein etwas schwieriger.

Horst kam mit 13 Jahren auf den Michaelshof. Er wurde bei seiner schweren körperlichen Behinderung trotz Krankheitszeiten, 57 Jahre alt.



Als kleiner, spastisch gelähmter, Junge lebte er zunächst im Bodelschwinghaus im großen Schlafsaal, lag die meiste Zeit draußen auf einer Liege. Bald kam Harry dazu, durch das gleiche Schicksal auch zum Liegen verurteilt.

Horst war der, der viel wusste und wollte, Harry bei Bedarf sein geduldiger, gutmütiger Übersetzer. Horst konnte nicht sprechen, sich aber wohl verständigen. Man fragte ihn, wenn man etwas suchte. Ich konnte klären, wer Dienst hatte, natürlich mit Namensnennung. An seiner matten oder lebhaften, ja strahlenden Reaktion war nebenbei festzustellen, wem seine besondere Liebe gehörte.

Als das Kuessnerhaus mit moderneren Wohnmöglichkeiten gebaut war, zog auch Horst um. In seinem freundlichen Zimmer hielt er sich aber selten auf. Sein Wagen stand dort, wo er Anteil nehmen konnte, dort, wo jeder vorbeiging. Auch bei kühlem Wetter war Horst draußen, er fror nie.

Zu vielen interessanten Veranstaltungen nahmen ihn die Mitarbeiter mit. Ob Konzerte, Zirkus oder großer Trubel auf dem Weihnachtsmarkt, Horst war dabei. Noch in diesem Sommer ist er mit einem jungen Freund in Dänemark gewesen.

Und nun hat Horst uns verlassen.

Was bleibt zurück?

Auf seiner Gruppe gibt es viele Bilder von ihm. Man sieht die Hilflosigkeit, aber auch Aufmerksamkeit und Interessiertheit.

Horst hinterlässt seinen Farbfernseher, einen Atlas, einen Reiseführer, die schönsten Bildbände.....

Und zurück bleiben wir, seine Freunde.

Heidi Fromhold-Treu

Leitende Schwester, tätig 1965- 1987 im Michaelshof

Erinnerungen!

Anfang des Jahres 1952 bewarb ich mich im Michaelshof in Rostock- Gehlsdorf um die Stelle eines Diakons. Den Hinweis bekam ich von meinem Brüderhaus in Züssow. Eine Veränderung war notwendig geworden, man wollte mir in Rostock mehr Wohnraum zur Verfügung stellen als 15 qm. Ich bekam einen Vorstellungstermin und begab mich mit der nach Rostock. Auf meine Nachfrage, wie ich nach Gehlsdorf käme, war die Auskunft: vom Bahnhof mit jeder Bahn bis Steintor, dort umsteigen in die Linie 4 in der Lindenstraße, gegenüber der alten Notenbank. Alle viertel Stunde zockelte diese altersschwache Straßenbahn über den Bagehl zum Alten Markt, wartete dort die Gegenbahn ab und weiter ging es am Petritor vorbei über die alte Warnowbrücke bis Dierkower Höhe (bis 1951 endete hier die Linie 4) und wartete die Gegenbahn wiederum ab. Die Bahn wurde immer leerer und in Gehlsheim stiegen fast alle aus. Es wurde mir gesagt, bei der nächsten Station müsse ich aussteigen, aber so genau könne man mir nicht sagen, wo der Michaelshof wäre. Also stieg ich aus und stand im Gehlsheimer Wäldchen. Vom Michaelshof war nichts zu sehen. Aber in der Straße stand ein Milchwagen mit einem Pferd bespannt, der Milchmann teilte aus bzw. verkaufte die Milch. Noch viele Jahre war in Gehlsdorf dieser Milchwagen ein vertrautes Bild, bis in den



sechziger Jahren dieser Milchwagen durch ein IFA- Auto abgelöst wurde. Ebenso gehörte zum Gehlsdorfer Bild der mit zwei Pferden bespannte Brotwagen, der auch den Michaelshof belieferte. Der Milchmann konnte mir genau den Eingang zum Michaelshof in der Fährstraße beschreiben. So erreichte ich auf dem Feldweg, vorbei an hohen Rotdornbäumen, gepflügten Äckern, an einer Spargelanlage, das Büro im Wichernhaus. Der Michaelshof war im wahrsten Sinne des Wortes ein Hof mit landwirtschaftlicher Prägung. Kam man von der Landreiterstraße über die Uferstraße in den Michaelshof, so führte der Weg am Misthaufen der Schweineställe vorbei. Im Herbst, Winter und Frühjahr war der Schmutz knöcheltief, das heißt ein dreiviertel Jahr waren wir diesem Schmutz ausgesetzt. Ständig füllten wir tiefe Löcher mit Schlacke aus, bis wir im Jahre 1965/1966 im Zuge des Straßenbaus feststellten, dass es gerade in diesem Bereich eine gepflasterte Straße gab. In der Scheune, die in der Verlängerung des Behmhauses steht (heute Bauruine) waren die Pferde und Kühe untergebracht. Im Jahre 1952 trieben wir noch jeden Tag die Kühe durch Gehlsdorf auf die Weide. Mehrere Gründe führten 1953 zur Pachtung des Harmschen Bauernhofes und damit endete die Großviehhaltung im Michaelshof. Die Hühnerhaltung blieb nach wie vor im alten Hühnerstall hinter dem Wichernhaus bestehen. In den 60-iger Jahren wurde sogar noch ein neuer Stall errichtet, der dann dem Heizhaus weichen musste. Er wurde sogar noch einmal in die Gärtnerei umgesetzt, aber Hühner zogen nicht mehr ein. Er diente dann noch mehrere Jahre Rüstzeitteilnehmern und Handwerkern als Unterkunft.

Durch den Umzug der Landwirtschaft in den Harmschen Bauernhof wurden die Viehställe leer und man konnte noch 1953 mit dem Umbau des Schweinestalles beginnen. Zu der damaligen Zeit durften noch keine Neubauten errichten, es durften nur Gebäude umgebaut werden. So hatte man 1951/ 52 einen Teil des Dachbodens im Wichernhaus für eine Gruppe ausgebaut und dadurch 15 Bettenplätze gewonnen. Ein Kuriosum war es, dass diese Plätze nicht mit Pflinglingen der näheren Umgebung besetzt werden konnten, sondern aufgefüllt wurden aus der Gegend um Leipzig. Hier in Mecklenburg gab es zu der damaligen Zeit noch keine Erfassung der geschädigten Menschen. Um viel Wohnraum zu bekommen (Schwestern wohnten zu zweit oder gar zu dritt in ihren kleinen Zimmern) dachte man eine Anhebung des Treppels durchzuführen und Kellerräume für Heizung und Waschküche zu schaffen. Bevor sämtliche Mauern fielen, wurde die Dachkonstruktion abgestützt und auf Winddruck versteift. Monatlang stand das Dach auf Stelzen. Die Steine wurden geborgen, abgeputzt und wieder verbaut. Als die Mauern standen und die Anhebung des Daches durch Winden erfolgen sollte, brachen die Trägerbalken, die man gerade retten wollte. Es mussten neue Balken besorgt werden. Nicht nur eine Material-, sondern auch eine Kostenfrage. Nach vielen Mühen konnte der kirchliche Baurat erreichen, dass die Balken in Kirchenforsten zusätzlich der staatlichen Auflagen geschlagen wurden. Ebenso viel Mühe machte die Beschaffung der Eisenträger für die Kellerdecke. Schließlich erhielten wir die Genehmigung, diese aus den Trümmern der gesprengten Heinkelwerke zu bergen. Fast alle Träger waren verbogen. Der Haltbarkeit tat das keinen Abbruch. Ursprünglich sollten die Räume dieses Hauses durch Öfen beheizt werden. Später gedachte man, eine Heizung zu installieren. Weil es zu der Zeit noch keine gusseisernen Heizkörper gab, wurden Porzellankörper eingebaut. Bald merkten wir die Nachteile. Das Porzellan bekam Risse und es fing an zu lecken oder es platzten ganze Heizkörper und mussten durch andere ersetzt werden. wurden diese durch andere ersetzt. Wir gewannen in den oberen Wir gewannen in den oberen Räumen



sechs Einzelzimmer und zwei größere. Wie dankbar waren die Mitarbeiter, endlich ein Einzelzimmer beziehen zu können. Man glaubte, die Zimmernot beseitigt zu haben, aber das Problem blieb uns weiter erhalten.

Bauen in den 50-iger Jahren war überhaupt eine Glaubens- und Vertrauenssache auf die Zusage Gottes hin, hilfsbedürftigen Menschen ein Zuhause zu geben. Die Gelder reichten nicht einmal für die täglichen Belange des Heimes. Oft wurden die Gehälter später ausgezahlt, weil die Ämter ihren Verpflichtungen nicht nachkamen. Wie sich in dieser Hinsicht die Bilder heute gleichen! Das Büro im Rundbau des Wichernhauses war mit einem Buchhalter besetzt, einem ehemaligen Lehrer, der außer dieser Aufgabe bei geselligen Veranstaltungen die musikalische Leitung übernahm. Im Laufe des Jahres gab es mehrere dieser Veranstaltungen, so zum Advent, zu Silvester, zum Geburtstag des Einrichtungsleiters und der Oberschwester, zum Erntefest, aber auch zum Fasching und zum Sommerfest.

Im Büro im gleichen Raum saß noch die Chefsekretärin, die zusätzlich die Kartei der Pfleglinge führte. Ein Botengänger aus dem Pflegebereich verteilte die Post und besorgte die Gänge zu den Gruppen, zur Post und zu anderen Empfängern.

Vom Anstaltsleiter erfuhr ich meine zu erwartenden Aufgaben, die Pflege einer Gruppe von 22 jungen Behinderten im Alter von 12 -18 Jahren, daneben die Beaufsichtigung dieser bei der Arbeit in Haus, Hof und Garten. Teilnahme am christlichen Leben des Michaelshofes war Voraussetzung. Außerdem sollten meine Frau und ich als Hauseltern die Diakonenvorschüler betreuen bis dies achtzehnjährig in ein Brüderhaus oder in das Leipziger Missionshaus gingen.

Gehalts- und Wohnungsfragen wurden angesprochen, aber feste Zusagen wurden nicht gemacht. An einem Vormittag sich kennen zu lernen, genügt wohl kaum. Aber ein Vertrauensverhältnis auf beiden Seiten war wohl schon vorhanden, so war unser Umzug nach Gehlsdorf auf Hoffen und Vertrauen gebaut.

Als wir dann schon in Gehlsdorf wohnten, der Schnee weggetaut war, das erste Grün spross und sich dann als Unkraut zeigte, tat es mir fast leid, diesen Weg gegangen zu sein. Denn ich wusste, welche große Arbeit auf mich zukam. Jahrelang hatte der wirklich tüchtige Gärtner ohne wesentliche Hilfe versucht, dieser Lage Herr zu werden. Wo einer allein versagen muss, werden zwei schon bestehen können. So schafften wir mit kleinen Schritten beachtliche Ergebnisse, und das machte uns Mut. Später hatten wir hohe Erträge in der Gärtnerei zu verzeichnen. Nicht nur Gemüse - auch die vielen Blumen waren eine Pracht.

In den fünfziger Jahren war der Tagesablauf im Pflegebereich - acht Gruppen (vier im Karstenhaus, vier im Wichernhaus) - folgender: Um 6. 45 Uhr war von Montag bis Sonnabend für Mitarbeiter eine Morgenandacht mit Gesang, im Wechsel gesprochenem Psalmgebet, Lesung für den Tag mit kurzer Auslegung, Liedvers und Gebet mit Segen, Dauer ungefähr 10 -15 Minuten. Anschließend gab es für die Mitarbeiter der Vollverpflegung im Speisesaal des Wichernhauses das Frühstück unter dem Vorsitz der Oberschwester. Erst danach war das Aufstehen der Pfleglinge, gleichzeitig die Ausgabe des Frühstücks mit den abgezählten, geschmierten Schnitten. Aus diesem Grunde mussten wir jeden Tag die Stärke der Gruppe angeben. Fehlte mal eine Schnitte, gab es eine Diskussion darüber, wer wohl die Schnitte weggenommen haben könnte. Auf unserer Gruppe kam es häufiger vor, so schafften wir eines morgens, zum Gaudi der Jungen eine



große Rechenmaschine in die Küche. Das Zeichen wurde verstanden, es fehlten keine Schnitten mehr.

Bis zur Kinderandacht, die um 9.00 Uhr begann, hatten wir Zeit, in den Räumen Ordnung und Sauberkeit zu schaffen. Mit einer kindgemäßen Liturgie begann die Andacht. Die Katechese war ausgerichtet auf Wochenspruch, Wochenlied oder Evangelium, aber auch Geschichten aus dem Alten Testament wurden besprochen. Durch häufige Wiederholungen hatten sich die Behinderten ein erstaunliches Wissen angeeignet. Der Wochenschlussgottesdienst für Mitarbeiter und Pfleglinge begann um 17. 00 Uhr, begleitet vom Chor des Michaelshofes. Am Sonntag war der Gottesdienst um 10. 30 Uhr. Besondere Höhepunkte waren Taufe, Abendmahl und Konfirmation. Damals führte diese Praxis noch zu heftigen Diskussionen in der Kirche und in einigen Einrichtungen. Anfangs rief die Glocke am Karstenhaus die Heimbewohner zur Andacht und zum Gottesdienst und erschütterte den Giebel des Hauses erheblich. Deshalb wurde daran gedacht, eine neue Glocke zugleich mit Glockenstuhl zu beschaffen. Durch unsere Spenden am Ausgang des Gottesdienstes kamen erhebliche Gelder zusammen, die wir für die Ausstattung der Kapelle, auch für diese Glocke, Taufschale, Taufstein, Kanzel, Altar, Antependien und andere Dinge verwendeten. Dem Oberkirchenrat in Schwerin müssen diese Gelder unserer Kollekte zu Ohren gekommen sein, denn er wollte uns in den Kollektenplan mit einbeziehen. Wir konnten uns erfolgreich wehren. Bei den Spenden dachten wir nicht nur an uns. Jahrelang spendeten wir beim monatlichen Gehaltsempfang Geld für den entstehenden Rostocker Zoo.

Im Behmhaus war ein katechetisches Seminar mit Hausmutter untergebracht. Es wurde wenige Jahre später nach Schwerin verlegt. Dafür sollte 1958/1959 das Predigerseminar in diese Räume ziehen. Der Leiter des Predigerseminars saß schon auf den gepackten Koffern, als er ein Zuzugsverbot vom Staat erhielt. Und das im wahrsten Sinne des Wortes in letzter Minute. Nicht nur räumlich betraf es den Michaelshof, sondern auch personell, denn der Leiter des Predigerseminars sollte zugleich Leiter des Michaelshofes werden.

Eine gleiche Absage erfolgte 1972, als man nach der Fertigstellung der Genex- Bauten (Kuessner-, Wirtschafts- und Heizhaus) wiederum eine Verlegung des Predigerseminars nach Rostock in den Michaelshof plante. Wiederum war es der gleiche Grund: In Rostock, einer sozialistischen Stadt, wollte man keine weitere christliche Bildungsstätte. Eine theologische Fakultät genüge.

Die Gruppen der Heimbewohner und - bewohnerinnen wurden von Diakonieschwestern geführt. Eine Oberschwester leitete den Pflegebereich. Auch als Hausmutter fühlte sie sich für die Belange des Hauses verantwortlich. In dieses Privileg der Pflege durch Schwestern kam ich als erster Mann hinein und wurde natürlich mit Argusaugen beobachtet. Wie lange diese Beobachtungszeit gedauert hat, weiß ich nicht..... Bald hatten wir mit allen Schwestern einen guten Kontakt. Eine speziell gezielte Ausbildung für die Pflege geistig Behinderter, gab es zu der Zeit noch nicht. Erst 1955/1956 wurden einwöchige Kurse in Schwerin angeboten, wo Psychologen und Mediziner aus Leipzig uns ihre Erfahrungen mitteilten.

Eine gute Sitte der Schwestern war, am Sonnabend auf jeder Gruppe ein Abendlied zu singen. Ebenso wurde zu den Festtagen jede Gruppe mit einem Lied begrüßt. Mit den Chorproben, dem Einsingen, dem Chorsingen zum Gottesdienst und an Geburtstagen, hatte der Chor eine große Aufgabe zu leisten. Es war ein Singen zum Lobe Gottes. Die



Dienstbesprechungen wurden grundsätzlich nach der Dienstzeit gehalten, dazu brachten die Schwestern die Wäsche der Gruppe mit, stopften oder nähten Knöpfe an. Bei dieser Beschäftigung war ich im Nachteil. Später fanden sich Mädels, die für uns die Wäsche reparierten und die Strümpfe stopften. Bis Ende 1954 gab es im Michaelshof nur eine Warmwasserversorgung im Wichernhaus. Am Freitag und Sonnabend war nach genauer Einteilung im einzigen Duschaum die Körperreinigung möglich, sowohl für die Pfleglinge als auch für die Mitarbeiter. Oft genug kam es vor, dass das Wasser kalt war, weil die vorherigen Benutzer zu viel Wasser verbraucht hatten. Für die anderen Tage wurde das warme Wasser für den Abwasch, für die Reinigung der Räume usw. in einem Kessel in der Waschküche bereit. Verantwortlich dafür war die Wäscherei. Später, als der Wasserverbrauch stieg, wurde ein zweiter Kessel aufgestellt.

Die alte Heizung im Wichernhaus (eine Dampfheizung) schaffte nicht einmal die Beheizung aller Räume. Zusätzlich hatte man im Ostgiebel in den Zimmern Öfen gebaut, überall auf den Fluren standen Pappeimer mit Torf, Braunkohle und einigen schlechten Briketts, dazu drei Stücke Holz. Die Rußpartikel dieses Brennmaterials setzte sich in den Schornsteinen ab und führte zu regelmäßigen Schornsteinbränden. In dem einen Jahr, bei einem großen Sturm, brannte wieder der Schornstein und die Funken verteilten sich über den ganzen Michaelshof. Es war ein schönes Feuerwerk, für uns ein gewohntes Bild, für die Männer auf der Fähre ein Zeichen, der Michaelshof brennt. Von dort wurde auch die Feuerwehr alarmiert, die mit drei Löschzügen und Krankenwagen anrückte.

Es erfolgte eine Kontrolle unserer Maßnahmen, ein erneuter Einsatz war nicht nötig. Aber auch von einem Einsatz der Feuerwehr, der als Übung für den Ernstfall vorgesehen war, ist zu berichten. Mit der Feuerwehr war ein Termin um 20. 00 Uhr verabredet worden, wobei auch ein Haus mit allen Menschen geräumt werden sollte. Das Karstenhaus war dafür vorgesehen. Es kam der Abend. Der Einsatzleiter der Feuerwehr erschien. Die Übung konnte beginnen. Vorher war besprochen worden, darüber Stillschweigen zu bewahren. Wir gingen also in die Küche und baten, telefonisch die Feuerwehr zu alarmieren, weil es hier brenne. Die erste Panne: eine ungenannte Köchin weigerte sich ganz entschieden, dies zu tun, denn sie hätte noch nie telefoniert und werde es auch jetzt nicht tun. Wir mussten eine zweite Person bitten, den Feuerwehrnotruf durchzugeben. Übrigens: das einzige Telefon stand damals im Büro.

Erst nach dem Anruf wurde mit der Glocke am Karstenhaus der Alarm für den Michaelshof ausgelöst und die Evakuierung des Karstenhauses konnte beginnen. Womit wir nicht gerechnet hatten, war die tiefe Außentemperatur von 10 Grad Celsius und den Gewohnheiten der Pfleglinge: "Es ist jetzt abend und wir gehören ins Bett." Die Glocke und unseren Ruf "Feuer" ignorierten sie einfach. Jeden Pflegling mussten wir aus dem Bett ziehen. Wendete man sich dem einen zu, war der andere schon wieder im Bett. An ein Anziehen der Pfleglinge war nicht zu denken. Sie bekamen eine Decke um und wurden in andere Häuser geleitet. Die Männer des Falkhauses und des Proseminars halfen tatkräftig, dadurch konnte das Haus bis zum Eintreffen der Feuerwehr geräumt werden. Hier gab es wiederum eine Panne: Die Frau eines Mitarbeiters weigerte sich, ihre Wohnung zu verlassen. Ein weiterer Mitarbeiter verschwand, als die Glocke läutete. Die Feuerwehr brauchte vom Telefonat bis zum Michaelshof 20 Minuten, weitere 20 Minuten vergingen beim Aufstellen der Pumpe und dem Auslegen der Schläuche bis das Wasser vor Ort war. Anschließend gab es Glatteis auf dem Hof. Nach der Übung erfolgte eine Auswertung, die feststellte, im Ernstfall wäre für den Michaelshof eine Katastrophe



nicht zu vermeiden gewesen. Man legte wieder mehr Gewicht auf den vorbeugenden Brandschutz. Eine neue Brandschutzordnung wurde nach diesen Erfahrungen erarbeitet. Wie schon erwähnt, wurde der Schornstein im Wichernhaus stark strapaziert und hatte mehrere Risse. Durch den Schornsteinfegermeister wurde uns eine Stilllegung angedroht. So wurden wir mehr oder weniger zum Neubau eines Schornsteins gezwungen. Die benötigten Baustoffe wurden uns zur Verfügung gestellt; wo aber sollte die Heimküche bleiben, denn die Küche wurde zum größten Teil Baustelle. Der Schornstein wurde um einiges vergrößert.

So kam man auf den Gedanken, eine Feldküche aufzustellen und die Werkstatt, die an der Scheune angebaut war, für die Vorbereitung der Speisen zur Kalkküche herzurichten. Während letzteres mit einigen Arbeitskräften bald erledigt war, schien es unmöglich, eine Feldküche zu besorgen. Schließlich gelang es über die Abteilung des Inneren eine Zusage zu erhalten, diese von den Kampfgruppenverbänden zu leihen. Trotz des Schreibens der genannten Abteilung wollte der Schlachthof die Feldküche nicht ausliefern. Erst als ich eine bestimmte Telefonnummer, die nicht im Telefonbuch stand, nannte und man dort anrief, wurde mir nicht gerade willig die Feldküche übergeben.

Endlich konnten die Abrissarbeiten am alten Schornstein und der Aufbau nach großen Fundamentarbeiten beginnen. In dem neuen Schornstein wurden so viele Steine verarbeitet, wie ein großes Familienhaus benötigt. Die Arbeiten am Schornstein gingen Dank der Hilfe unserer Männer, die Stein für Stein auf das immer höher werdende Gerüst schleppten, zügig voran. Die Küche hatte mehr Probleme, in dem Sommer regnete es viel, es mussten Zeltplanen gespannt und Roste gebaut werden. Bei widrigen Winden rauchte der Schornstein und es heizte schlecht. Auch die schwere Zeit für die Küche nahm ein Ende. Eine weitere Belastung für die Küche kam einige Jahre später mit dem Benutzen der Küche im neuen Wirtschaftsgebäude! Die Versorgung der Mitarbeiter und Pfleglinge musste weitergehen und zugleich der Umzug: Wo waren die Tausend Dinge geblieben, die sonst ihren gewohnten Platz hatten. Nicht nur ein Wirtschaftsgebäude, auch ein Betten- und ein Heizhaus wurden über Genexmittel gebaut und im Jahre 1972 beendet. Für den Michaelshof waren diese Bauten ein großer Gewinn und brachten wesentliche Verbesserungen in der Pflege.

Es wäre noch manches zu berichten, denn im Laufe von 35 Jahren hat sich jeden Tag etwas ereignet.

Diakon Günther Werner

Gruppenleiter; Technischer Leiter, tätig 1952- 1987 im Michaelshof

"Lemgo ist da!"

Sehr persönliche Erinnerungen an Reisen zum Michaelshof

Da sitzen wir nun bei Schwester Heidi im Wohnzimmer. Der Kaffeetisch ist zu unserem Empfang besonders freundlich, ja festlich gedeckt, so will uns scheinen. Nach anstrengender Autofahrt genießen wir die anheimelnde Atmosphäre im Dienstzimmer der Oberschwester. Wir werden auf das herzlichste willkommen geheißen.



Wir, das sind drei Mitarbeiter der Stiftung EBEN-EZER Lemgo. Zwischen dem Michaelshof in Rostock-Gehlsdorf und der Heilerziehungs- und Pflegeanstalt EBEN-EZER in Lemgo gibt es partnerschaftliche Beziehungen. Wir fragen nicht danach, wann und unter welchen Umständen sie begonnen worden sind. Wir können den Michaelshof mit seinen Heimbewohnern und Mitarbeitern jetzt kennenlernen und sind gespannt auf alles, was uns erwartet.

Wir fühlen uns sogleich in das Tagesgeschehen einbezogen; denn immer wieder klopft jemand an der Tür. Eine Information muss rasch an die Oberschwester weitergegeben werden. Ein anderes mal soll sie eine Sache sogleich entscheiden. In der ersten Stunde unseres Aufenthalts auf dem Michaelshof denken wir: Das ist ja wie bei uns in Lemgo. Das kennen wir doch.

Uns ist klar, dass wir eine befreundete Einrichtung besuchen. Mit den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Michaelshofes möchten wir uns gern über ihre Arbeit austauschen. Wo geschieht sie ähnlich wie in Lemgo? Wo gibt es Unterschiede? Wir sind neugierig.

Jetzt müssen wir zunächst einmal die Räumlichkeiten des Michaelshofes kennenlernen. Mit dem Pastor gehen wir über die Stationen. Und werden überall freudig begrüßt. "Lemgo ist da", klingt es uns entgegen. Es fällt uns auf, dass in allen Häusern jeder Platz bis zum letzten Winkel ausgenutzt wird. Überall herrscht drangvolle Enge. Aber ebenso nehmen wir das außerordentliche Engagement der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter wahr. Am Ende des Rundgangs gestehen wir uns Betroffenheit und Konfusion ein. So haben wir uns die Situation doch nicht vorgestellt. Wir versagen uns aber jede negative Wertung. Wir tun gut daran, ein vorschnelles Urteil nicht zu formulieren. Wir haben bei unsern ersten Kontakten manch fröhliche Stunden und viel Lebensbejahung erlebt.

Aufgefallen ist uns der hohe Anteil an schwer behinderten Heimbewohnern. Später erfahren wir dazu, dass der Staat gern die "nicht bildungsfähigen Geschädigten"- wie er Menschen mit stark ausgeprägter geistiger Behinderung einstuft- den kirchlich-diakonischen Einrichtungen zur Pflege überlässt. Sie sind von der Schulpflicht entbunden. Daher finden wir auf dem Michaelshof keine Schule vor.

In den hellen Räumen der Werktherapie kommen wir ins Staunen. Da werden Industriearbeiten verrichtet, vergleichbar mit Arbeiten, die ein lippischer Betrieb einer Werkstatt für Behinderte (WfB) in Auftrag gibt. Und da sind wahre Kunstwerke an Handpuppen und Stofftieren, an Holz- und Tonarbeiten und vieles mehr zu bewundern. Alles wird unter fachlicher Anleitung mit großer Geduld von Behinderten erstellt.

Wir hören besonders zu, als uns über die medizinische Betreuung berichtet wird. Wir freuen uns über die Aussage, dass die Zuteilung von Lebensmitteln an die Zentralküche des Michaelshofes ähnlich gehandhabt wird wie die an ein staatliches Krankenhaus und dass man selten über Versorgungsschwierigkeiten zu klagen hat. Nun ja, Klagen wollen wir auch nicht hören. Dazu haben wir uns nicht auf den Weg gemacht. Wo aber gibt es Schwierigkeiten und Notsituationen in der Arbeit?

Im Gespräch mit dem einzelnen Mitarbeiter geht uns manches auf. Wir sind zunächst überrascht von der Bereitwilligkeit, uns in die Privatsphäre häuslichen Lebens hineinzunehmen. Viele Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter wohnen auf dem Michaelshof oder in einer Wohnung, die der Einrichtung zugeordnet ist. Darin erkennen wir einen gravierenden Unterschied zur Wohnsituation von EBEN-EZER-Mitarbeitern. Wohnraumbeschaffung ist dann auch eine besonders dringliche Aufgabe, die der Pastor des Michaelshofes mit dem Rat der Stadt Rostock zu verhandeln hat.



Im Privatgespräch kann offen über alle Themen gesprochen werden. So mag es geschehen, dass bis tief in die Nacht hinein diskutiert wird über die aktuelle politische Lage in beiden deutschen Staaten oder über die sich verschärfende Spannung zwischen den Macht- und Militärpotentialen in Ost und West. Aber immer wieder findet das Gespräch zu Fragen der Behindertenarbeit zurück. Wir müssen Rede und Antwort geben darauf, wie wir unseren diakonischen Auftrag ausführen. Dabei werden dann auch Defizite, die nicht zu vertuschen sind, beim Namen genannt. Wo es jetzt um die ganz praktische, alltägliche Arbeit geht, stimmen wir überein, wenn wir auch in Einrichtungen tätig sind, deren Bedingungen verschieden sind. Zögernd werden jetzt auch Bitten vorgetragen. Wir haben sie ein Stück weit provoziert. Wir hoffen, von Lemgo aus manchen Wunsch erfüllen zu können.

Für drei oder vier Tage konnten von November 1978 bis November 1989 Mitarbeiter und Heimbewohner der Stiftung EBEN-EZER Lemgo zum Michaelshof nach Rostock fahren. In elf Jahren machten sich 38 Besuchsgruppen auf den Weg. Anfänglich gab es banges Fragen: Ob das denn auch gut gehen würde, insbesondere an der Grenze, aber auch danach auf den Straßen der DDR und dann nicht zuletzt mit der Unterbringung in Rostock. Die Fragen waren in der damaligen Zeit berechtigt. Die Berichte der ersten Reisegruppen klangen aber so überzeugend, dass sich eine große Zahl von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern an einer Fahrt zum Michaelshof interessiert zeigte. Wir waren darüber erfreut, hegten aber auch die heimliche Sorge, in Rostock könnte unser Reiseboom als zusätzliche Last empfunden werden. Es ist uns im Nachhinein ein Wunder, dass so viele Fahrten durchgeführt werden konnten. Für jeden Reisenden hat Pastor Struck als Anstaltsleiter die Einreise beantragt, ein Unterfangen, das ca. sechs Wochen vor dem abgesprochenen Reiseternin in Gang gesetzt werden musste und bei dem man nicht sicher sein konnte, ob es positiv ausgehen würde. Die staatlichen Stellen haben keinen Antrag abgewiesen und nahezu 150 mal das Einreisevisum erteilt. Aber die Liste der Reisewilligen wurde in Lemgo immer länger. In allen Bereichen der Stiftung EBEN-EZER diskutierte man darüber, wer denn nächstens zum Michaelshof fahren könnte. Da entdeckten findige Leute die Tagesreise per Schiff. Von Lübeck nach Warnemünde ging es über die Ostsee, am Vormittag hin, am späten Nachmittag zurück. Dabei war ein Aufenthalt von ca. vier bis fünf Stunden in Rostock vorgesehen. In EBEN-EZER dachte man, dass die Zeit für eine kurze Visite auf dem Michaelshof reichen müsste, letztlich noch ermuntert durch die Zusage, der Michaelshofer 'Barkas' würde in Warnemünde an der Pier stehen.

Waren es in den Jahren 1981 und 1982 kleine Reisegruppen, die diese Besuchsmöglichkeit nutzten, so machten sich am 24. Juni 1983 48 Mitarbeiter oder Freunde der Stiftung EBEN-EZER auf den Weg. Allen Teilnehmern wird das Erleben an diesem wunderschönen Sommertag in Erinnerung bleiben. Das Ergebnis konnte aber nicht befriedigend gewertet werden. Der körperliche und seelische Einsatz, der jedem Fahrtteilnehmer abverlangt wurde, stand in keinem angemessenen Verhältnis zum Erfolg-zwei Stunden Besuch auf dem Michaelshof. Darum ist auch keine weitere Schiffsreise nach Rostock geplant worden.

Erfreulich war, dass EBEN-EZER-Mitarbeiter private Reisen in die nördlichen Bezirke der DDR, bei denen sie in erster Linie Verwandte besuchten, auch zu einem Besuch im Michaelshof benutzten. Wiederum war es auch möglich, dass Mitarbeiter des Michaelshofes, wenn sie aus privatem oder dienstlichem Anlass "in den Westen" fuhren,



als gern gesehene Gäste bei uns in Lemgo Aufnahme fanden. Zugegeben: Es kann hier nur von wenigen Kontakten berichtet werden. Die aber haben sich vielen Menschen, Mitarbeitern wie Heimbewohnern, fest eingepägt und die freundschaftlichen Beziehungen sind dadurch in Rostock wie in Lemgo vertieft worden.

In diesem Zusammenhang müssen Brieffreundschaften erwähnt werden, die sich zwischen Gruppen hüben und drüben und vor allem zwischen einzelnen Heimbewohnern unserer Einrichtungen angebahnt hatten. Waren es bei den Mitarbeitern Fragen in einem bestimmten Sektor, meist wohl "knifflige" Fachfragen, die Anlass zur Korrespondenz gaben, so berichteten Heimbewohner wechselseitig über Feste und Feiern, über einen Ausflug und über das Alltagsgeschehen in der Gruppe. Auch bedachte man die Schreibfreudigen mit kleinen Aufmerksamkeiten. Und dann war eines Tages in einem Brief aus Rostock zu lesen: "Besuch mich doch mal auf dem Michaelshof. Du kannst auch bei mir im Zimmer schlafen. Schwester Gudrun hat es erlaubt." Wir sind dieser Aufforderung nachgekommen. Von Mai 1986 an sind bei einer der vier pro Jahr durchgeführten Fahrten Heimbewohner mit auf die Reise gegangen. Das hat unsere Freundschaft bereichert, nahmen wir von jetzt an das Geschehen auf dem Michaelshof zusätzlich durch das Erleben von Heimbewohnern wahr.

Die politische Wende in Deutschland hat fast alles verändert, was an Kontakten zwischen Ost und West sich über Jahre eingespielt hatte. Seit November 1989 sind die Grenzen offen, ja verschwunden. Das sollte sich alsbald auf unsere wechselseitigen Beziehungen auswirken. Das Leben in unseren Einrichtungen ist vielfältigen Veränderungen unterworfen. Einiges deutet darauf hin, dass dieser Prozess noch über Jahre andauern wird.

Die Begegnungen, wie sie oben geschildert wurden, müssen bei uns heute einen anderen Eindruck hinterlassen als zu der Zeit, in der sie sich ereigneten. Dennoch können wir sie nicht wie alte Bilder in einem Fotoalbum betrachten. Denn für sie gilt nicht: Es war einmal. In vielen Häusern der Stiftung EBEN-EZER entdeckt man ein Bild, das die markante Silhouette des alten Rostocks mit seinen sieben Kirchtürmen zeigt. Das Signet des Michaelshofes ist Heimbewohnern und Mitarbeitern in Lemgo vertraut und wird immer wieder auch so gedeutet, dass hier Freunde über eine große Entfernung hinweg sich die Hände reichen.

Berend Groeneveld
Pastor i.R., Lemgo

Die Andacht als tägliches Fest

Impressionen von Diakon Karl Schultz zu den täglichen Morgenandachten im Michaelshof

Fest ist das Gegenteil von Alltag. Fest bedeutet Freiheit vom Geknechtetsein durch unentrinnbare, ungeliebte oder manchmal auch bedrängende Tagesabläufe. Fest bedeutet die Unterbrechung des Alltäglichen, des Gewohnten und das Emporgehobenwerden aus Langeweile und Nichtigkeiten zu höheren Werten. Fest



bedeutet Freude nach Tränen und Trauer und Enttäuschung, bedeutet Singen nach Stummheit und Klagen, bedeutet Gemeinsamkeit nach der Einsamkeit, bedeutet das Heraustreten aus der Einsamkeit der Nacht und das Hineintreten in die Gemeinschaft des Tages. Als ich Anfang der achtziger Jahre im Michaelshof lebte und arbeitete, gehörte ich zu denen, welche dieses tägliche Fest mitfeierten und mitgestalteten. Ich war ein Lernender in vielerlei Hinsicht. Unter der Leitung von Frau Dr. Müller absolvierte ich einen Heilerziehungspflege-Kurs. Die Heilerziehungspflege in dieser Gestalt nahm Abschied von der herkömmlichen Anstaltsdiakonie.

Die Prägung neuer Begriffe war gleichfalls ein Beleg für neue Einsichten. Anstalten wurden zu Einrichtungen, Insassen zu Bewohnern, Krankenstationen zu Wohngruppen. Heimbewohner und Mitarbeiter bildeten eine Lern- und Lebensgemeinschaft. Im Zeichen des Kreuzes, des Gekreuzigten, gibt es kein Oben und Unten- beide, Heimbewohner wie Mitarbeiter sind Nehmende und Gebende zugleich. Das Piktogramm des Michaelshofes, welches seinerzeit entstand, drückt dies bildhaft aus. Von den Bewohnern des Michaelshofes lernte ich Wesentliches und Gründliches für meinen Glauben. Die Andacht begann leibhaftig. Wenn die Glocken, von Siegfried L. geläutet, zum Morgengebet riefen, waren schon viele Heimbewohner die steile Treppe in die Kapelle des Karstenhauses geeilt, einige schleppten ihren Leib im wahrsten Sinne des Wortes empor oder wurden geschleppt; und das Galater - Wort (Gal. 6, 2) "Einer trage des anderen Last, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen!" ereignete sich täglich. Das Gebet begann also bei den Fußsohlen, im Losgehen und Ankommen, und nicht im Großhirn. Aus dem Mund der Niedrigen schafft Gott sich das Lob. Das Magnificat (Lukas 1, 46ff) erinnert uns daran. Aus dem Mund der Heimbewohner klang das Lob frisch und unverbraucht, spontan und ohne Absicht, keine Routine, sondern Vollzug. Überhaupt lernte ich von den sogenannten "Unmündigen" die Grammatik des Gebetes: an erster Stelle steht Gott- an zweiter erst der Mensch. Die Methode, in der Andacht mit biblischen Texten umzugehen, erinnerte mich an eine benediktinische Weise der Schriftbetrachtung:

1. Lektio - das Wort lesen und hören
2. Meditatio - das Wort wiederholen (wiederkauen)
3. Oratio - Gebet als Antwort auf das Wort

Der Andachtsplan mit seinem Leitgedanken, Wochenspruch und Wochenlied, die wiederkehrenden Abläufe der Andachten selbst, spiegelten dieses benediktinische Prinzip wider. Fast der gesamte kleine Katechismus von Martin Luther wurde ständig wiederholt: das Vaterunser, das Glaubensbekenntnis, die Zehn Gebote, Luthers Morgensegen, Psalmen wie der 23. oder der 103. oder Lieder wie "Ein reines Herz..." und "Unsern Ausgang segne Gott...". Die Feiernden blieben durch dieses Prinzip in der Stabilität des Wortes, der Lehre und des Gebetes. Und wer die offenen Gesichter und die leuchtenden Augen beim Singen, Beten, und Hören sah, war Zeuge einer fröhlichen und lebendigen Glaubensgemeinschaft. Von den Heimbewohnern lernte ich, dass Glaube nicht zuerst theologisiert, reflektiert und rationalisiert, sondern schlicht vollzogen wird. Deshalb wurde die Urbildlichkeit des Glaubens in Wort, Lied und Kunst gestaltend dargestellt. Nicht Denken, sondern Schauen und Hören, ermöglicht Glauben. Diese Erkenntnis prägte meine Spiritualität nachhaltig und beeinflusste mein Wirken in Kirche und Gemeinde. Die täglichen Morgenandachten, der feststehende Ort und der gleichbleibende Rhythmus, die innere und äußere Ordnung, bildeten die Muttererde zum Wachsen - Menschen wuchsen



im Glauben. Der Verlust der täglichen Andacht ist mehr als der Verlust einer Haustradition.

- Das Wort hören und bewahren
- Das Wort aufnehmen und im Wort bleiben
- Das Wort gestalten und selbst Wort werden

bleibt Verheißung und Auftrag derer, die im Michaelshof leben und arbeiten.

Karl Schultz

Diakon, tätig 1980- 1985 im Michaelshof

Arbeiten im Michaelshof heute

150 Jahre Michaelshof

Von der Arbeitstherapie zur Werkstatt für Behinderte (WfB)

Von dem Tage an, als Menschen mit geistiger Behinderung auf dem Michaelshof ihr Zuhause fanden, gehörte es auch zum Tagesablauf, dass die erwachsenen Heimbewohner einer Arbeit nachgingen.

Für den Eigenverbrauch unterhielt der Michaelshof eine eigene Landwirtschaft mit Viehzucht und Ackerbau. Hühner, Schweine und Milchkühe mussten versorgt werden. Hier fanden einige junge Männer unserer Einrichtung Beschäftigung. Im Ackerbau wurden Kartoffeln und Getreide angepflanzt. Zur Erntezeit halfen viele mit, die Ernte einzubringen. Einige junge Frauen arbeiteten in der Wäscherei und der Heimküche. Andere halfen auf den Stationen, auf denen Menschen gepflegt wurden.

Viel war auf dem Michaelshof zu bauen und so gab es immer eine Baubrigade, die sanierte, renovierte, Straßen anlegte und immer, wenn es möglich war, mithalf, die Wohn- und Lebensbedingungen der hier lebenden Heimbewohner zu verbessern.

1973 wurde für einige Heimbewohner die Möglichkeit geschaffen, einfache Sortier- und Verpackungsarbeiten durchzuführen. Da die Küche in ein neues Gebäude umzog, konnten die alten Küchenräume für diese Arbeit genutzt werden.

1977/78 wurde das Gebäude der Arbeitstherapie errichtet. Hier sollten vor allem die Menschen Arbeit und Beschäftigung finden, deren Behinderungsgrad es nicht zuließ in den bisherigen Bereichen zu arbeiten. Es wurden hauptsächlich kunstgewerbliche Arbeiten wie Tonarbeiten, Weben, Flechten, Nähen und Sticken erlernt und ausgeführt. Hoch geschätzt waren die Keramikarbeiten, die Handpuppen und die Lederarbeiten aus diesem Bereich.

Aber es wurden auch Aufträge für Fremdfirmen erledigt. Eine Hauptarbeit war hierbei das Lose drehen für Schausteller. Immer wieder konnten Arbeiten für Bereiche des Gesundheitswesens erledigt werden.

Nach der "Wende" beschloss das Kuratorium des Michaelshofes die Voraussetzungen zu schaffen, um die Anerkennung für eine "Werkstatt für Behinderte" zu erhalten. Zu dieser Zeit arbeiten 70 Menschen mit den unterschiedlichsten Behinderungsarten in den verschiedenen Bereichen des Michaelshofes. Zugleich wurde die Anerkennung für eine Zweigwerkstatt in Stavenhagen beantragt, da im dortigen Katharinenstift 36 behinderte Männer untergebracht waren.



Jetzt wurden die Arbeitsbereiche neu geordnet, neue Arbeitsbereiche geschaffen, neue Heimbewohner aufgenommen, Arbeitszeiten festgelegt und alles getan um den Gesetzesvorgaben durch die Werkstättenverordnung genüge zu tun.

Im zweiten Quartal 1991 begannen die Bereiche Gärtnerei/ Landschaftspflege, Gruppenhilfe, Hauswirtschaft, Alttextilverarbeitung und Kunsthandwerk nach den neuen Ordnungen zu arbeiten.

Unsere vorläufige Anerkennung als WfB erhielten wir zum 21. Juni 1991.

Die Bereiche Wäscherei und Tischlerei wurden zum 1. Januar 1992 von der WfB übernommen.

Zum 1. Juli 1992 wurde die Zweigwerkstatt in Stavenhagen an die WfB in Neubrandenburg angegliedert.

Ab 1. Juli 1992 übernahmen wir die Reriker Werkstätten mit 60 behinderten Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen in unsere Trägerschaft. Am 1. Januar 1993 erhalten wir unsere Anerkennung als Werkstatt für Menschen mit Behinderung im Michaelshof mit Zweigwerkstatt Reriker- Werkstätten nach § 57 des Schwerbehindertengesetzes.

Im Februar 1992 wurde der Bereich der Stempelherstellung eingerichtet.

Zur Zeit arbeiten 212 Menschen mit Behinderungen in den Arbeitsbereichen Gärtnerei und Landschaftspflege, Wäscherei, Textilarbeit, Gruppenhilfe, Tischlerei, Stempelherstellung, Hauswirtschaft, Kunsthandwerk/ Tischarbeitsplätze und Büro. Ab Januar 1995 kommt der Bereich Siebdruck hinzu.

Zur Zeit belegt die Werkstatt noch einige Kellerräume und Räume im Wohnbereich des Michaelshof. Deshalb ist es nötig geworden, ein neues Werkstattgebäude zu errichten. Die ersten Gespräche wurden 1991 im Sozialministerium in Schwerin geführt. 1993 wurden dann die Haushaltsunterlagen bei allen beteiligten Stellen eingereicht und der Bauantrag gestellt.

Der erste Bauabschnitt schafft für 120 behinderte Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen Platz in neuen Räumen.

Der Bereich der Wäscherei wird erweitert und erhält einen neuen Maschinenpark. Täglich können wir dann bis zu 500 kg Wäsche waschen.

Der Kunsthandwerksbereich und die Textilverarbeitung werden ebenfalls neue Arbeitsräume bekommen. Für die Gärtnerei wird ein Raum eingerichtet, in dem auch bei schlechtem Wetter gearbeitet werden kann.

Gleichzeitig entsteht ein Sanitärbereich, der den Ansprüchen behinderter Menschen gerecht wird.

Endlich gibt es dann Platz für sportliche Betätigung und Schulungen.

Ein Speisesaal, der es ermöglicht, seine Mittagsmahlzeit in gepflegtem Umfeld einzunehmen, gehört, wie einige Büroräume, ebenso zum Neubau der WfB.

1996 soll der erste Bauabschnitt fertiggestellt sein. 10,2 Millionen DM werden dann verbaut sein. 10% der Summe müssen wir als Eigenmittel bereitstellen. Einen Teil werden wir sicher durch die Erledigung von Aufträgen erarbeiten. Außerdem hoffen wir auf die Spendenbereitschaft vieler, um dieses zu erreichen.

Geplant ist für die nächsten Jahre ein Ausbau der Werkstätten auf über 300 Plätze. Dabei werden wir hauptsächlich die Dienstleistungsbereiche weiter ausbauen. Der Bereich Stempelfertigung und Siebdruck soll um den Bereich Offsetdruck erweitert werden. Tischarbeitsplätze werden entstehen, in denen Lohnarbeitsaufträge wie Verpacken,



Sortieren und Montieren erledigt werden. Die Tischlerei wird den Bereich der Eigenproduktion vergrößern.

Weil sich immer noch viele Bewohner des Michaelshofes ganztägig im Wohn- und Pflegebereich aufhalten müssen und ein Wechsel der täglichen Umgebung für viele Menschen mit Behinderung wünschenswert wäre, werden wir versuchen einen Schwerstbehindertenbereich in unsere Werkstatt zu integrieren.

Wenn die Räume unserer WfB zu klein werden, ist vorgesehen im zweiten Bauabschnitt das Gebäude der WfB auf 240 Plätze zu erweitern. Dies wird aber sicher nicht mehr in diesem Jahrhundert geschehen.

Christoph Bohmann
Leiter der WfB

St. Michael-Schule im Michaelshof

Seit dem 2. Januar 1992 geht Steffen in die St.- Michael- Schule. Steffen kann nicht gehen. Er kann nicht sprechen, und er kann auch keinen Stift in seiner Hand halten.

Was tut er denn dann in der Schule? In der Schule lernt man doch lesen, schreiben, rechnen, turnen, singen und malen! Steffen war 15 Jahre alt, als er seine Zuckertüte bekam. Geistigbehinderte und schwerstmehrfachbehinderte Kinder wurden zu DDR-Zeiten nicht beschult. Schulpflicht für alle Kinder gibt es erst seit der Wende. Das ist gut so, denn Steffen und mit ihm viele andere behinderte Kinder lernen jetzt eine ganze Menge. Wir wollen einmal Mäuschen spielen und beobachten, wie für Steffen der Schulalltag aussieht.

8.15 Uhr beginnt der Unterricht. Steffen wird von einer Gruppenmitarbeiterin in seinem Liegewagen, denn Steffen kann nicht sitzen, in den Klassenraum geschoben. Schon auf dem Weg zur Schule hört man ihn laut quietschen. Steffen freut sich sehr auf die Schule. Die anderen sechs Mitschüler seiner Klasse sind auch schon da. Sie sind gern zusammen. Besonders Victoria erwartet Steffen ungeduldig. Sie wohnt nicht im Michaelshof. Neugierig fragt sie, ob Steffen gut geschlafen und was er wohl geträumt habe. Steffens Augen blicken vielsagend auf seine Lehrerin. "Du hast von unserer Lehrerin geträumt!" übersetzt Victoria. Sie ist eine kleine Plaudertasche und kann die Gedanken von Steffen erraten. Sie hat für Steffen ein Tierbild mitgebracht und steckt es ihm unters Kopfkissen.

Inzwischen sitzen alle Schüler im Kreis. Auf dem kleinen Tischchen in der Mitte steht neben der Kerze ein Frühlingsblumenstrauß. Das Thema "Frühling" ist dran. Die pädagogische Unterrichtshilfe hat schon die Kerze angezündet. Die Lehrerin begrüßt jedes Kind mit einem Kerzenlied. Wer singen kann, singt, summt oder brummt mit. Mandy hat heute keinen guten Tag. Sie schreit, möchte die Kerze auspusten und alles wegstoßen. Erst auf dem Schoß der pädagogischen Unterrichtshilfe lässt sie sich durch Streicheln beruhigen. Steffen spürt die Wärme der Kerze an der Hand.

Beim Glockenlied bekommt er ein Glöckchen an den Arm gehängt. Er rüttelt und schüttelt und läutet den Tag ein. Der Morgenkreis dauert 45 Minuten. Steffen weiß, mit welchem Tag die Woche beginnt. Er spricht ein "M", die Lehrerin führt seine Hand beim Kalenderstellen. Steffen stellt auch die Wetteruhr, denn er ist der Wetterspezialist. Da er



die Sonne sehr liebt, ruft er jedesmal laut, wenn sich eine Wolke vorschiebt. Steffen beobachtet gut und passt auf, dass alles der Reihenfolge nach abläuft. Wenn er zum Schluss des Morgenkreises die Kerze ausgepustet hat, bringt ihn die Betreuerin zur Physiotherapie. Hier werden spezielle Lockerungsübungen gemacht. Dann muss er lernen, seinen Körper zu bewegen. Das ist alles sehr anstrengend. Aber danach gibt's eine kleine Frühstückspause. Victoria wartet schon auf ihn, um ihn mit Apfelstückchen zu füttern. Steffen schaut griesgrämig. Er kaut nicht gern. Viel lieber äße er Schokoladenpudding.

Nun beginnt Steffens Lieblingsstunde: Erkennen, Sprechen und Lesen. Steffen kennt schon einige Buchstaben und Wörter und kann sie sprechen. Seine Lieblingswörter sind Papa, Mama, Uhr und Buch. Steffen lernt auch zählen. Aber es ist gar nicht so leicht, den Unterschied zwischen 2 Autos und 3 Autos zu erkennen. Lieber schiebt er die Autos mit dem Kopf über seinen Straßenbildteppich. Im Liegen kann er auch gut Keyboard spielen. Das macht er mit dem Fuß. Steffen hört gern Musik und versucht, die Melodien mitzusummen. Er erkennt viele Lieder und hat auch seine Lieblingslieder.

Steffen lernt, Farben zu unterscheiden, die Uhr zu lesen, hört Geschichten aus der Bibel und freut sich besonders, wenn es Lichtbilder dazu gibt.

Nach dem Mittagessen im Klassenraum hat Steffen Tischdienst. Die Betreuerin drückt ihm einen feuchten Lappen in die Hand und schiebt den Rollstuhl, damit Steffen die vielen Kleckse vom Tisch wischen kann; denn wer lernt, selbständig zu essen, der kleckert. Nach dem Essen macht sich die Klasse zum Spaziergang fertig. Das Anziehen dauert manchmal lange. Jeder Schüler soll lernen, so gut wie möglich allein mit diesen Dingen fertig zu werden.

Beim Weg zur Warnow werden diesmal Blumen entdeckt. Steffen muss die Farben erraten. Dann geht's weiter zum Entenfüttern.

Am Nachmittag ist Bastel- und Malstunde. In der vorigen Woche wurde Papier mit Fingermalfarben bemalt. Steffen hatte sich für Gelb entschieden. Heute schneidet er mit der Hebelschere bunte Papierschnipsel dazu. Er sitzt bei der Lehrerin auf dem Schoß und drückt mit seinem Kopf den Hebel der Schere herunter. Wenn es ihm gelingt, schreit er vor Freude.

Ein schönes Bild! Gelb wie die Sonne und bunt wie die Blumen dieser Erde.

Um 14.15 Uhr bringt der Zivildienstleistende Steffen auf die Gruppe. Steffen paßt auf, dass seine Tasche an den Wagen gehängt wird.

Denn das Bild, das darin liegt und das er allein gemalt hat, will er allen zeigen.

In der St.-Michael-Schule werden 40 Schüler in sechs Klassen von insgesamt 17 Lehrern, pädagogischen Unterrichtshilfen und Betreuern angeleitet.

Ein Schwerpunkt unserer Arbeit liegt in der musischen Erziehung. Neben der Schulung der Sinne stehen aber auch praktische Übungen im Vordergrund, die unsere Schüler zu Selbständigkeit ermutigen und befähigen. In Fördergruppen können geeignete Schüler auch lesen, schreiben und rechnen lernen; aber auch Fächer wie Kochen, Schwimmen, Schulgarten, Werken, Religion und Umwelterziehung sind im Stundenplan zu finden.

Viele Schüler werden logopädisch und physiotherapeutisch betreut. Bisher gibt es noch kein Schulgebäude. Die provisorische Unterbringung erfordert von allen viel Kraft und Geduld.



Geplant ist ein modernes, großzügiges Gebäude für etwa 70 Schüler und Schülerinnen, das die Klassen hoffentlich 1996 beziehen können.

Juliane Stein
Amtierende Rektorin

"Der Weg entsteht im Gehen." (A. Machado)

Vom ersten Tage an, als der Michaelshof für Menschen mit geistigen Behinderungen zur Wohn- und Pflegestätte wurde, war die jeweilige Mitarbeiterschaft mit großem Einsatz, aber immer unter äußerst komplizierten Bedingungen bemüht, eine Atmosphäre des Wohlfühlens für alle Bewohner zu schaffen. Wenn die zu leistende Arbeit sehr massiv darauf ausgerichtet ist, verbal oder nonverbal zwischen Menschen mit verschiedensten Fähigkeiten und Begabungen zu kommunizieren, dann geht das nicht ohne Konflikt- und Reibungspunkte ab. Verschiedene Modelle der Betreuung werden entwickelt, miteinander verglichen und mit Vehemenz von einer mehr oder minder starken Lobby bevorzugt.

So blieb es nicht aus, dass auch die größeren Einrichtungen (das Wort Anstalt vermied man schon möglichst bald) ins Kreuzfeuer der Kritik gerieten. Angriffspunkte gibt es immer noch zur Genüge, denn bei Massenunterbringung und übermäßig zentralistischen Betriebsabläufen ist ein unnötig großes Defizit an Individualität und Persönlichkeitsentwicklung vorprogrammiert. Andere Wohnmodelle, Dorfgemeinschaften zum Beispiel, zeigen aber nach einiger Zeit der Praxiserprobung, dass auch dort Gefahrenpunkte existieren, die bei Nichtbeachtung Einschnitte für den Menschen mit geistiger Behinderung mit sich bringen.

Als Wohnbereichsleiter des Michaelshofes ist es deshalb mein Anliegen, den hier lebenden Menschen mit einer Behinderung Wohn- und Lebensverhältnisse zu präsentieren, die nicht einschränkend, sondern förderlich für die Entwicklung der jeweiligen Persönlichkeit wirken.

Wie aber ist das zu schaffen?

Lassen Sie uns die Vorteile einer Großeinrichtung, die in einer größeren Flexibilität und Variabilität liegen, nutzen und gleichzeitig durch modernes, kooperatives Management mögliche Kompetenzbereiche so dezentralisieren, dass den Bewohnern mit der nötigen, fachgerechten Unterstützung durch die Mitarbeiter im Wohnbereich das Gefühl gegeben wird: "Ich habe das Recht, Bedürfnisse zu äußern."

Leider sorgen oftmals sogenannte Sachzwänge und der daraus resultierende Druck auf Bewohner und Mitarbeiter dafür, dass zwischen Vision und Realität eine breite Lücke klafft. Damit solche Visionen aber eine Minimalchance zur Umsetzung erhalten, ist es unumgänglich, ein breites personelles Fundament aufzubauen, als Einzelkünstler steht man auf verlorenem Posten. Wie dies zu verwirklichen ist, lässt sich metaphorisch mit Hilfe eines Satzes von Antoine de Saint-Exupéry nicht treffender ausdrücken:

" Wenn Du ein Schiff bauen willst,
so trommle nicht Männer zusammen,



um Holz zu beschaffen, Werkzeuge vorzubereiten,
Aufgaben zu vergeben und die Arbeit einzuteilen,
sondern lehre die Männer die Sehnsucht nach dem weiten, endlosen Meer.”

Hartwig Lauck
Wohnbereichsleiter

Das Wohnheim in Lieblingshof

Unser Wohnheim wurde Mitte des 19. Jahrhunderts erbaut, um 1865-70. Es war ein Gutshaus. Der Erbauer und Besitzer des Hofes war von der schönen Landschaft und Umgebung so angetan, dass er spontan sagte: "Das ist mein LIEBLINGSHOF". Anfang des 20. Jahrhunderts wurde das Gutshaus als Resthof verkauft. Der neue Besitzer musste den Hof in der Hitlerzeit verlassen.

Danach zogen Um- und Aussiedler ein. Eine Grundschule für die Kinder der Umgebung war bis 1980 hier untergebracht. Nun wurde darüber beraten, was aus dem Gutshaus werden solle. Eine Fördereinrichtung für Kinder aus dem Landkreis Rostock zog 1982 ein. Die Einrichtung war dem Medizinischen Betreuungsbereich angeschlossen. Die Kinder wurden älter, eine sinnvolle Beschäftigung in Form einer Werkstatt kam hinzu. Die Fördereinrichtung kam in die Trägerschaft des Kreises Rostock, wurde Befürsorgtenwohnheim. Nach der "Wende" bewarben wir uns um die Trägerschaft durch den Michaelshof. So sind wir - 22 Bewohner und neun Mitarbeiter - seit 1. Juni 1991 ein Wohnheim für Menschen mit Behinderung, ein Zweigheim des Michaelshofes Rostock.

Angelika Maier
Heimleiterin

ICH ARBEITE AUF DEM MICHAELSHOF

Gespräch mit langjährigen und neuen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen des Michaelshofes.

Schwester Wera, Sie gehören zu den langjährigen Mitarbeiterinnen unserer Einrichtung. Wann und mit welchen Erwartungen an Kirche, Diakonie und speziell an den Michaelshof haben Sie einmal Ihren Dienst hier begonnen?

Während meines Christenlehreunterrichtes erzählte meine Katechetin einmal von einem Besuch auf dem Michaelshof. Sie berichtete in eindrucksvoller Weise von den Menschen, die sie hier zu sehen bekam. In meinem Kopf blieben grausige Bilder hängen. Das war Anfang der 60-iger Jahre. Ich beendete die Schule und erlernte den Beruf einer Krankenschwester. Ein Jahr lang war ich dann auch im Krankenhaus tätig. Wir hatten uns damals verpflichten müssen, mindestens noch ein Jahr lang in der



Ausbildungseinrichtung zu arbeiten. Aber dann wollte ich doch anderswo hin. Und ich wollte auch ein oder zwei Jahre bei der Kirche arbeiten. In Frage kam für mich nur der Michaelshof, immer noch in Erinnerung die Erzählungen meiner Katechetin. Aber vielleicht kannte ich damals auch nichts anderes. Den Michaelshof hatte ich übrigens inzwischen auch schon mal gesehen. Anlässlich eines Kirchentages war ich in Rostock und auch auf dem Michaelshof. Auf jeden Fall habe ich mich hier beworben und im September 1970 angefangen. Und Erwartungen an "Diakonie" hatte ich sicher keine, der Begriff war mir wahrscheinlich überhaupt nicht geläufig. Und an die Kirche als solche hatte ich auch keine. Mit dem Michaelshof und den Leuten, die hier arbeiteten, war das schon anders. Ich vermutete lauter fromme Schwestern und strenges kirchliches Leben. Kennengelernt habe ich dann ganz nette lebensfrohe Mitarbeiter, viele von ihnen Diakonieschwestern, aber keineswegs "verstaubt". Wir hatten eine ganz tolle Gemeinschaft. Dass die Arbeit hier nicht leicht sein würde, war mir von vornherein klar. Und so war es dann auch: meistens Teildienst auf einer großen Schwerstbehindertengruppe.

25 Jahre Mitarbeit sind eine lange Zeit. Ein Weg voller Wandlungen und Strukturveränderungen. Viele Probleme, aber auch Freuden haben Sie miterlebt und mitgetragen. Welche Anfangserwartungen haben sich für Sie erfüllt und wie fühlen Sie sich heute als Mitarbeiterin des Michaelshofes?

Die Anfangserwartungen waren eben ein kirchliches Leben in der Einrichtung. Und das fand damals in angenehmer, nicht aufdringlicher Weise statt. Unter den Mitarbeitern gab es eine gute Gemeinschaft, es war fast familiär. Man hat zusammen gearbeitet, gefeiert und auch etwas unternommen. Heute fühlt man sich eher als Rädchen im Getriebe. Man kennt nicht einmal alle Mitarbeiter. Gemeinschaft gibt es nicht mehr. Die Einrichtung ist eben ein professionell arbeitender Betrieb geworden.

Herr K., Sie haben bereits Ihren Zivildienst hier in unserer Einrichtung geleistet. Was hat Sie bewogen, sich nach dieser Zeit als Mitarbeiter zu bewerben? Welche Motivation sehen Sie für Ihre Arbeit?

In den Jahren 1990-91 leistete ich auf dem Michaelshof meinen Zivildienst. Während dieser Zeit kam es zu tiefgreifenden strukturellen Veränderungen bei meinem damaligen Arbeitgeber, so dass ich dort keine Perspektive mehr sah. Da der Michaelshof mir ein Übernahmeangebot machte, wurde ich Mitarbeiter der Einrichtung im Wohnbereich. Die Motivation für die Arbeit schöpfte ich, damals wie heute, aus vielen, kleinen Momenten der Freude unserer Bewohner.

Sandra K., Sie sind als Praktikantin hier in der Einrichtung. Vielleicht ist es für Sie, wenn nicht der erste, so doch der intensivste Kontakt zu Kirche und Diakonie. Ist für Sie die evangelische Einrichtung Michaelshof ein Betrieb wie jeder andere oder hat es für Sie Situationen gegeben- abgesehen von religiösen Ausdrucksformen wie Andachten und Tischgebeten- in denen Ihnen der christliche Glaube als Basis für die Arbeit hier deutlich wurde, wo Sie etwas von christlicher Gemeinschaft gespürt haben?



Durch meine Ausbildung zum Heilerzieher war mir ein großer Teil von Behinderteneinrichtungen in Rostock und Umgebung bekannt. Aber so stark und intensiv habe ich den christlichen Glauben nie wieder empfunden wie im Michaelshof. So war es für mich eine neue aber schöne Erfahrung, die ich sammeln konnte. Nach anfänglichen Schwierigkeiten der Auseinandersetzung mit der christlichen Lehre habe ich es gelernt, mit dem Glauben an meinem Arbeitsplatz in Einklang zu kommen. Nicht nur in der Beschäftigung mit den behinderten Menschen, sondern auch in der Zusammenarbeit mit den Kollegen kann ich den christlichen Glauben fühlen. Feste, Feiern, Geburtstage werden auf meiner Gruppe sehr zielstrebig vorbereitet und durchgeführt, so dass unsere Damen ein Gefühl des Geborgenseins und Glücks spüren. Der Zusammenhalt der Kollegen untereinander wirkt sich positiv auf die Arbeit mit den Heimbewohnern aus. Wir, die Heimbewohner und Mitarbeiter der Wohngruppe 6 bilden eine große intakte "Familie".

Schwester Wera, die politische Wende im Lande hatte Auswirkungen auf Arbeit und Organisation unseres Hauses. Vieles ist leichter geworden, aber auch eine Menge Probleme sind auf uns zugekommen. Was hat sich Ihrer Meinung nach entscheidend verändert? Wo sehen Sie einschneidende Veränderungen in Ihrem Dienst?

Ich arbeite auf einer Wohngruppe, wo relativ junge Bewohner leben. Einige haben Eltern, die ihre Kinder gerne am Wochenende bzw. im Urlaub zu Hause haben. Für die Rostocker ist das unproblematisch, aber für manche Eltern, die sehr weit weg wohnen und darum das Wochenende nicht nutzen können, ist der Urlaub zu kurz. Behinderte Menschen brauchen oft mehr Zeit zum Sich-Umstellen als andere. Aber das zählt alles nicht. Als erstes steht die Frage nach dem Geld, da bleibt die Menschlichkeit schon mal auf der Strecke.

Eine entscheidende positive Veränderung ist der Einbau eines Aufzuges in unserem Haus, damit entfällt enorme körperliche Belastung für die Mitarbeiter. Verändert bzw. neu sind auch Umgang mit Betreuern, staatlichen Stellen, Behörden. Und verändert hat sich auch der Tagesablauf auf der Wohngruppe. Alle unter 18jährigen Bewohner können jetzt die G-Schule besuchen. Und die, die in der WfB arbeiten können, freuen sich, dass sie ein bisschen Geld verdienen. Das meiste geben sie in der Kantine wieder aus. Aber dieses Stückchen Selbständigkeit gehört eben auch zu unseren Erziehungszielen. Entscheidend verändert hat sich auch das Angebot an Weiterbildungen für die Mitarbeiter. Als negativ sehe ich die viel mehr gewordene Bürotätigkeit an und die Menge vieler zeitaufwendiger Kleinigkeiten.

Herr K., Sie sind noch relativ neu in unserer Einrichtung. Wie stellt sich Ihnen das Verhältnis zwischen Mitarbeitern und Hausleitung dar? Sehen Sie auch als Mitarbeiter Möglichkeiten, Einfluss auf Gestaltungs- und Organisationsprozesse zu nehmen?

Das Verhältnis zwischen Mitarbeitern und den Leitungsebenen bedarf meines Erachtens nach der Verbesserung.

Herr K., welche Zukunftsvisionen, Forderungen und Wünsche haben Sie an den Arbeitsplatz "Michaelshof" für die Zukunft?



Um Zukunftsvisionen zu sehen, erscheint mir das Miteinander aller Mitarbeiter aller Bereiche der Einrichtung am wichtigsten zu sein. Das Lösen der großen und kleinen Probleme im Alltag mit Hilfe aller Beteiligten gehört dazu, daneben auch immer wieder Mut zum Risiko. Es wäre meiner Meinung nach wünschenswert, noch mehr an die Öffentlichkeit zu gehen und über besondere Problemfelder zu informieren und Menschen zu sensibilisieren.

Und Sie, Sandra?

Antwort: In einiger Zeit möchte ich gerne eine eigene Gruppe leiten und für die Heimbewohner ein gemütliches, harmonisches Zuhause schaffen. Im Michaelshof leben sehr viele ältere behinderte Menschen. Ich würde mir wünschen, dass die Förderung mit diesen Heimbewohnern intensiver gestaltet wird. Auch wenn sich dies als schwer erweist- "aller Anfang ist schwer".

Einmal im Monat wird ein Tanzabend für unsere Heimbewohner durchgeführt. Eine sehr erfolgreiche und gut besuchte Veranstaltung.

Aber was machen unsere Heimbewohner an den verbleibenden Tagen des Monats.

Schwester Wera, welche Zukunftsvisionen, Forderungen und Wünsche haben Sie an den Arbeitsplatz "Michaelshof" für die Zukunft?

Wünsche für die Zukunft wären z. B. eine bessere Zusammenarbeit zwischen den einzelnen Arbeitsbereichen, den Wohngruppen untereinander, der Hausleitung und den Mitarbeitern. Ein Wunsch ist auch fachliche Beratung bei Problemfällen. Oder individuelleres Eingehen - können auf einzelne Bewohner; für viele besseres Wohnen, bessere Sanitärbedingungen (das sind dann auch Arbeitserleichterungen für die Mitarbeiter). Mein wichtigster Wunsch ist eigentlich viel Zeit für die Bewohner zu haben.

Die Fragen stellte Ursel Kölpin.

Nachwort

Leider ist es nicht möglich, einen lückenlosen Bericht über den Weg des Michaelshofes zu geben, weil dies Arbeitskraft und auch Kosten nicht zulassen. Für die Zeit von 1940 bis 1945 fehlen uns die Unterlagen, für bestimmte Zeiträume sind sie nur sporadisch vorhanden bzw. müssen sie noch aufgearbeitet werden. Ich danke allen, die an dieser Schrift mitgearbeitet haben für ihr Engagement. Besonderer Dank gilt unserem ehemaligen Verwaltungsleiter, Diakon Christoph Mühlichen, der viel Zeit und Kraft in die Fertigstellung eines umfassenden Berichtes investiert hat, der hier nur zum Teil erscheinen kann.

Dankbar schauen wir zurück und voller Zuversicht voraus und bezeugen: "Groß ist der HERR".

Udo Struck